Ernst Wagner's sämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand

besorgt

von

Friedrich Mosengeil.

Dritter Band.

Mit königlich Würtembergischen und großherzoglich Badenschen Privilegien.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer,
1828.

Die reisenden Maler.

Erster Theil.

„Schaut, ihr Buben, die Schatten wachsen, und die Sonne geht zur Ruh! rief der Zigeunerhauptmann: Unser Stündel vom Dreiherrenstein bis ins Babenberger Rauhthal hält sechzig Minuten. Sattelt die Maulthiere."

„Wie abgeschmackt! sagte Herr von Steinach zu einem alten Zigeuner, mit dem er sich unterhielt. Wenn es euch, wie ihr sprecht, niemals an Gelde fehlt, warum zieht ihr nicht von einem Gasthofe zum andern? Warum macht ihr die allerverrufensten Winkel zu euern Meilenzeiger und Nachtquartieren? und dann — warum mögt ihr nicht, wie andere Menschen, sagen: Von Sabinium bis nach Babenberg ist's eine volle Stunde?"

„Herr, antwortete der geschwätzige Alte, unser Hauptmann spricht, es klänge besser. Du hast uns Zigeunerpack gescholten: — gut, wir sind auch Zigeuner, aber von den ächten. Vor der Welt sind wir ehrliche Glashändler; vor Gott Leute, welche die Freiheit lieben. In jedem Hotel gibt es Ungeziefer, Menschen und schädliche Dünste. Beim Vieh liegen wir schon lieber, wenn einmal die kalte Jahreszeit herrscht; aber im Wald ists doch

am lustigsten! Da lebt sich der arme Mann zum König, da wachsen frische Kronen für ihn. Sieh, wie dort der Junge das Eichhorn jagt, von Ast zu Ast! Und was haben dir die stillen Plätze gethan, die wir zum Nachtlager suchen, weil sie düster sind, und trocken; weil der feuchte Thau sie meiden muß? O, schöne Nächte! Da rufen uns, wahr und wahrhaftig die Geister, und lehren uns manche schöne Kunst. Du glaubst keine Geister? Wie gedenkst du denn einer zu werden? Aber, du bist gut. Der Hauptmann hat dich durch unsere richtigen Pässe ruhig gemacht. Die Obrigkeiten des Landes lieben uns immer noch von Alters her. Glaub' es nur, der Zigeuner bringt Segen und gute Zeit ins Reich. Du bist treuherzig. Wir danken dir, daß du uns die Ruhe auf deiner Drittelsgränze gegönnt hast. Wir danken dir für Wasser und Weide im Land."

Mißbilligend schüttelte Steinach den Kopf. Die Bande lag schon seit etlichen Tagen bei dem sogenannten Dreiherrenstein. Es stießen in dieser reizenden Gegend dreierlei Gränzen zusammen. Auf zwei Seiten verbreitete sich in großer Herrlichkeit der berühmte Park mit dem landesherrlichen Sommerschlosse Sabinium, wo gegenwärtig der fürstliche Hof mitten im Genusse der schönen Natur lagerte. Von drüben her spitzten sich zwei unmittelbare Reichsritter aus zweierlei Kantonen mit ihren Ländern in den stumpfen Fürstenwinkel ein. Der mäch-

tigere dieser Beiden, der Minister von Hohenblat, war seit einiger Zeit vom Fürsten, Alters wegen, in Ruhe gesetzt. Seine Vorfahren, die sich große Reichthümer erworben hatten, bauten, aus Erbitterung über eine Gränzstreitigkeit, oben an ihrem Dorfe Hohenblat ein neues Schloß hart an die Gränze. Kaum fünfhundert Schritte davon stieg der Hauptflügel der fürstlichen Gebäude empor, welchem nun das Ritterschloß gegenüber prangte, um den Regenten an das Ende seines Reichs zu erinnern. Bescheidener machte es des Fürsten zweiter Nachbar, der Vater unsers Herrn von Steinach. Er baute zwar auch ein neues Schloß, blieb aber damit eine Stunde weit von der Gränze weg, auf einem schönen Hügel in der Mitte seines Dörfchens Hallenbach, wo er freilich auch so gut als Hohenblat sich der herrlichen Aussicht nach dem stolzen Sabinium hin, freuen, und sogar die fernen Thürme der feindlichen Residenz erblicken konnte. Leider genoß er dieses Vergnügen nicht lange. Er starb, und hinterließ eine durch den Gränzstreit gewonnene, durch andere Prozesse und das Bauwesen sehr vermehrte Schuldenlast, welche nun dem Sohne kaum die nothwendigsten Wohnzimmer des neuen Schlosses auszubauen erlaubte. Zum Glück aber war doch unter der Regierung des vorigen Fürsten der Streit noch verglichen, und der wichtige Dreiherrenstein von neuem berichtigt worden. Als Urkunde eines hier geschlossenen ewigen

Friedens hatte überdieß der Fürst auf seine alleinigen Kosten einen prächtigen, mit passenden Inschriften gezierten Stein setzen, um diesen herum einen großen runden Platz reinigen, einebnen und mit zartem Kies bestreuen lassen, der zu ewigen Zeiten als eine gemeinschaftliche Esplanade in Ordnung gehalten werden sollte. Auch war zu mehrerer Verschönerung dieses Platzes, von welchem man den größten Theil des Parks übersehen konnte, auf dem höchsten Punkt an der fürstlichen Seite ein geschmackvoller Pavillon erbaut, worin die Hofgärtnerfamilie wohnte, und den man die Einsiedelei nannte. Das Ganze lag mitten zwischen dicken Waldpartien und einzelnen blühenden Bosketen in einer romantischen Gruppirung.

Man hielt den Ort heilig. Es war seinen drei Obrigkeiten schon zur Gewohnheit geworden, ihn mit allen Handlungen der Gerichtsbarkeit zu verschonen, und mancherlei Unfug hier so lange als möglich zu ignoriren, damit nur der ewige Friede nicht zu schnell enden möge. Dieser von allen Seiten begünstigte Provinzenwechsel, die Schönheit des Ortes selbst, einige sich durchkreuzende Landstraßen, die Nähe Sabiniums und mehrerer großen Dörfer; die Fruchtbarkeit der Gegend, nebst einer anstoßenden großen Viehweide: alles vereinigte sich zu einem sichern und angenehmen Aufenthalte für die Zigeuner, welche niemals durch die Gegend zogen, ohne den

Dreiherrenstein zu besuchen, einige Tage lang ihr Vieh dort stark zu füttern und daneben im Wald ihr Lustlager aufzuschlagen.

Heute schienen von der großen Bande, die sich täglich noch vermehrte, alle Büsche umher belebt. Herr von Steinach, der den väterlichen Gränzstreit noch heute weniger verwinden konnte, als die zwei andern Herren, befürchtete immer einen Centfall, und hätte daher die ungebetenen Gäste sehr gern in ein größeres Reich gejagt. Allein ihre Papiere waren bereits von den drei Justiziarien untersucht und gut gefunden worden; der ganze Hof hatte das Volk heute selbst in Augenschein genommen, und, statt es zu verbannen, mit Beifall und Silbergröschchen beschenkt; die Tochter des Ministers Hohenblat hatte ihnen einen Vogel abgekauft, und sich, aus Zuneigung oder Neugierde, beim Kaufe weit über die Hälfte vervortheilen lassen; auch konnte niemand den Zigeunern bis jetzt etwas übeles vorwerfen, außer, daß sie die Hallenbachsche Weide mit Eifer und Sachkenntniß benutzten. Aber gerade dieß letztere gönnte ihnen Steinach noch am liebsten, weil die Huth ihm allein zugehörte.

Ein anderer Hauptgrund, warum er die Bande gern angefeindet hätte, war ihr wunderliches Betragen, und, was er aus diesem schloß, der unrechtmäßige Besitz eines in ihrer Mitte lebenden sehr artigen Mädchens. Die Welt nannte diese das schöne Kordelchen, und Steinach

hielt sie für eine Geraubte, wenn gleich alle Zigeuner auf ihre Ehre und Redlichkeit versicherten, sie sey von ächtem Blut, und des Hauptmanns Geliebte. Der Hauptmann war dem Drittelsherrn der fatalste Mensch unter dem ganzen Trupp; und doch glich sein Aeußeres einem schönen, majestätischen Spanier. Er wußte seine Gesichtszüge, die von tiefer Weltklugheit und Anlage zu Intriguen jeder Art zeugten, zur niedrigsten Gemeinheit zu verzerren; er suchte sich die Physiognomie eines gewöhnlichen Landstreichers mit Gewalt anzuzwingen; er schien einen gewissen Reichthum von Bildung zu verhehlen, um nur kein Vertrauen bei den Menschen zu erwerben, und keine Aufmerksamkeit zu erregen. Sein Gesicht war zu lachend, um einem Unglücklichen anzugehören; zum Wildfange schien er zu ernst. Man mußte auf einen vollendeten Bösewicht rathen. Alle Worte und Mienen dieses Menschen entschlüpften dem Beobachter schnell, wie die behenden Schlangenkinder der Verstellung; nur seine Leidenschaft für das junge Mädchen konnte oder wollte er nicht verbergen. Steinach hatte sich schon viele Mühe gegeben, das gefärbte, schlanke, schwarzäugige Ding aus den Klauen dieser Nomaden zu befreien. Aber des Hauptmanns Antworten hierüber blieben immer kurz, kalt und abschreckend. Das Mädchen selbst war dem Zigeunerleben sehr ergeben, und that mit dem Hauptmann äußerst freundlich und vertraut.

„Arme Verführte! sagte Steinach, als sie einmal allein bei ihm stand: Was reizt dich an dieser wilden Gesellschaft? Ihre häßliche Farbe? Ihre grobe, ekelhafte Nahrung? Ihre geheimnißvollen Reden, — Aussprüche eines lächerlichen Unsinns? Ihre seltsame Natur und Lebensweise; eine Art von viehischer Freiheit mitten in der nomadischen Sklaverei? Tritt doch heraus aus diesen abscheulichen Kreisen! Komm mit mir! Werde ein freies, gebildetes Weib, und lerne die Ordnung wieder lieben!"

Aber er konnte nichts von ihr erhalten, als einige freundliche Winke, daß sie ihn recht wohl verstehe; und endlich die naive Antwort: „Komm nur mit mir; und es soll dir wohl gefallen. — Wer hat dir denn gesagt, daß ich unordentlich oder verführt sey?"

„Toll bist du wenigstens!" rief er, und mußte doch mit lachen, als sie ihm hohnlachend die weißen Zähne wies. Aber kurz darauf, als er mit dem alten Zigeuner redete, und der Hauptmann bei dem Mädchen hinterm Busche lag, um ihr Liebeserklärungen zu machen, hörte Steinach deutlich, daß sie in gebrochnem Spanisch die lebhaften Worte sagte: „Hauptmann, ich bin gern in eurer Gesellschaft, und ich bleibe bei euch; aber, so bald ich noch eine einzige Zumuthung der Art hören muß, melde ich mich bei der nächsten Obrigkeit. Ich will unter eurem Schutz, aber nicht in eurem Herzen leben. Und was gehen euch die Maler an, und dieser wohlge-

bildete Jüngling hier? — Wahrlich, er ist der schönste Mann, den ich noch sah!" Der eifersüchtige Spanier schwieg, und warf verzweifelnd den Kopf ins Gras zurück.

Eben sprang die Thüre der nahen Einsiedelei auf, und Fink, einer der drei reisenden Maler, die sich seit etlichen Wochen bei dem Hofgärtner Erdmann eingemiethet hatten, um die schönen Gesichter des Hofs, und die Natur- und Kunstwunder des Schlosses und Parks zu malen, flog auf Steinachen zu. Dieser hatte ihn und seine Kameraden einige Jahre auf ihren Kunstreisen begleitet, und gehörte zu den Freunden der drei Künstler.

„Glück auf, Steinach! schrie der lustige Maler: Was gilts, du gehst mir hier ins Gehege? Die Nase der ächten Chevalerie wittert alles Schöne aus, wenn es auch meilenweit in Diebs- oder Dachslöchern steckte! Kordelia! Wo bist du! Kordelia! Lustig! du schneller Falke, komm hervor, Liebchen!"

Das Mädchen sprang erfreut auf ihn los. Er schloß sie in die Arme, rieb den braungefärbten Mund mit seinem Tuch, und küßte dann mit größter Zärtlichkeit ihre röthlichen Lippen, welches die Kleine von Herzen erwiederte, und den erstaunten Drittelsherrn freundlich dazu anlachte. Der Hauptmann war emporgesprungen, und sah mit verschränkten Armen zu.

„Hauptmann, sagte Fink, du sollst binnen einer

halben Stunde hundert Dukaten für das Mädchen haben. — Laß sie bei uns! — Sey kein Hans Dampf!"

„Ich bleibe für tausend Dukaten keine einzige Nacht mehr hier!" antwortete jener mit einem finstern Blick auf Kordelien.

„Seht ihr, wie lieb ich dem Hauptmann bin?" sagte diese, und winkte befehlend ins Gebüsch, indem sie ihren Arm um den Maler schlug, und zu schweben begann. Ein Weib griff jetzt in die Zitter, und ein Knabe rührte eine kleine Pauke zum Tanz. Sie flogen in den seltsamsten Sprüngen und Verschlingungen um den Dreiherrenstein herum. So oft der Tanz über Steinachs Gränze hin wirbelte, machte Kordelia dem schönen Drittelsherrn dieses bemerklich, indem sie entweder einen Luftsprung that oder ihm freundliche Blicke und Küsse zuwarf.

Auf einmal schrie alles laut: „Die Alte, die Alte ist da!" Das Mädchen entschlüpfte ihrem Tänzer ins Gebüsch, und kam bald mit einer uralten, aber noch rüstigen Frau zurück, die von jedermann jubelnd begrüßt ward.

Die Alte betrachtete, indem sie sich nach Zigeunerart verneigte, die Fremden einen Augenblick aufmerksam, und wie es schien, mit großem Erstaunen. Dann fuhr sie schnell herum, und als sie das Gesicht den Fremden wieder zuwandte, war dieses mit einem schwarzen Flor-

schleier bedeckt. „Was ist dir, alte Zaubermutter?“ fragte Kordelia. Die Alte trippelte im Kreise herum, und sang leise und hohl:

„Mein Herz liebt nur die Einsamkeit.
Was kümmern mich falsche Seelen?
Der Heimweg ist böse und weit.“

Das Liedchen mußte wohl dem Hauptmann bekannt seyn. Es überflog ihn gleich bei den ersten Tönen ein lebhaftes Erstaunen. Drauf sagte er zankend zur Alten: „Jetzt haben wir nicht mehr Zeit zu singen!“ Indem er mit einer hellkreischenden Kommandopfeife das Signal zum Aufbruche gab, und darauf alles von der Weide und aus den Büschen herzudrang, um seine Befehle zu vernehmen, wandte sich Kordelia traurig zum Maler. „O sieh, sagte sie leise, wie schön dort die Waldnacht grünt und dunkelt! Die liebe Finsterniß kommt, und um Mitternacht wird es so still und warm! Komm doch mit mir! O, wüßtest du, wie lieblich es dort ist! Ich will dich an die Brust schließen und dir dienen. Du sollst meine Augen küssen, du junger heiterer Mensch, und mir zur Seite ruhen. Das darf der wilde Hauptmann nicht.“

„Still nur! flüsterte die Alte, die sie behorcht hatte: Ihr sollt euch nicht zum letztenmal gesehen haben. In dreimal drei Tagen kehrt mancher Reisende zurück.“ Fink

holte tief Athem, und schien gerührt. Die Alte seufzte schwer und laut.

„Wie pretiös du thust, alte vermummte Vettel!" sagte Steinach, und lachte über ihre mystischen Winke.

„Aber sey du glücklich! seufzte Fink: Von Herzen sag ich dir mein Lebewohl, du gutes, verwildertes Kind!" Er küßte einen leichten Zug des Abschiedschmerzes von ihren Lippen. Sie streichelte seine Wange, und reichte dann Steinachen spöttisch ihre Hand zum Kuß. „Deine Hand könnte sehr schön seyn, sagte dieser stolz, doch ich will dich nicht in deinem Leichtsinne stärken! Aber deine Lippen sind von einem Künstler geadelt." Er hielt ihr seine eigne Hand entgegen. — „Nun ja, du bist besser und schöner, als ich!" antwortete sie bescheiden, und küßte Steinachs Hand mit Inbrunst. Er zog sie jetzt verwirrt zurück. — „Bringt die Katze!" rief sie dann gebieterisch.

Der Zug war schon auf dem Marsche. Drei Knaben brachten Maulthiere für Kordelien, ihre verschleierte Alte und den Hauptmann, welcher jetzt nochmals den ganzen Platz übersah, und zur Abreise trieb. Alle Pferde und Maulthiere waren schwer beladen. Auf den Körben und Ballen flatterten mancherlei seltene Vögel, und die vielen Hunde sprangen bellend um die Lastthiere her.

Schnell wie eine künstliche Springfeder hüpfte das leichte Mädchen auf. Aber im Moment des Aufschwungs ward ihr Knie, weiß und glänzend wie reines Elfenbein,

einem einzigen schnellen Blicke des aufmerksamen Steinachs sichtbar. Sobald sie saß und die Zitter in der Hand hielt, ließ sie eine ungeheure häßliche Meerkatze zu sich emporspringen, auf deren gepolsterten Rücken man zwei Falken hob und daran befestigte. Auf die andere Seite ihres Quersattels nahm sie einen großen verkappten Schuhu. Zwischen diesen Gesellschaftern hing das Mädchen in malerischer Nachlässigkeit schief auf dem geschmückten Maulthier da; die Zitter ruhte auf ihrem überschlagenen Knie.

„Ruft Adio! Adio!“ schrie sie, und kitzelte das Maulthier an den Ohren. Das Thier grunzte laut und lief mit ihr fort, der Schuhu stieß einen nächtlichen Ton aus und rasselte mit den Schellen, die Meerkatze wimmerte, und die Falken erhoben ein gellendes Geschrei. Schnell holten sie den wüsten Zug ein. Die Knaben purzelten in den abentheuerlichsten Stellungen neben den Maulthieren her, und schlugen künstliche Räder.

Der ganze Lärm zog über die Weide gegen Süden hin, wo der dunkle Babenberger Forst lag. Zwei himmellange Kerls stießen jetzt querfeldein noch dazu, und wurden mit einem lauten: Burrassa! bewillkommt. Bald ward es stille. Man hörte Kordelia's hellen Gesang zur Guitarre noch eine Zeitlang, bis der abendlich dämmernde Wald die Gestalten und Töne verschlang.

Steinach hatte lächelnd dem Zuge nachgesehen. „Laß uns aufrichtig seyn! sagte er zu Finken: Wir zögen von Herzen gern mit ihnen, wenn wir nicht eine nähere Bekanntschaft fürchten müßten.“

Der Maler verbarg es nicht, daß sein Blick feucht war. „O glaube mir, rief er aus, ich ginge nicht mit! Ihr habt Recht, daß ihr mich immer als einen Wildfang betrachtet. Aber ich fühle meine Wildheit wunderbar gezähmt, seitdem ich an diesem Weibe endlich meinen Mann gefunden habe. Sie bringt mein flüchtiges Leben zum Stehen. Vor ihrem wilden Flug erschreck' ich und werde flügellahm. Ich könnte weinend hinknieen vor diese sorglose Braut des Jammers, und sie um ihre Rückkehr anflehen. Ich möchte mich unter ihre Genossen aufnehmen lassen, oder die ganze abscheuliche Bande vertilgen, wenn ich nur sie zu retten wüßte, in der vielleicht ein großes Weib untergeht.“

„Gewiß, sagte Steinach, sie ist ein unglückliches Opfer der verkehrten Erziehung oder einer unordentlichen Leidenschaft.“

„Nichts scheint mir doch unerklärlicher, fuhr der Maler fort, als das Zutrauen, welches oft der Mensch so schnell zum Menschen faßt. Ich fürchte keineswegs, wie du, ihre nähere Bekanntschaft. Ich glaube fest an Etwas, das ich nicht kenne; an ein köstliches Kleinod, welches in diesem Busen, ihr selbst unbekannt, der Ent-

deckung noch entgegenharrt. Ihr vertraue ich. Alle meine Geheimnisse dürfte Kordelia wissen. Mein Leben, — und wenn ihr durch den Raub desselben Millionen zu Theil werden könnten, — würde ich doch im mitternächtlichen Schlummer sorglos ihren Armen hingeben. Und wahrlich, so wie sie ihren reizenden Gliedern die Häßlichkeit nur anheuchelt, so verbirgt sie auch die Grundfarbe ihres Gemüths, welche einzig die Schönheit ist!"

Die beiden Reisegesellschafter des Malers, Schweizer und Brixenfels, kamen jetzt aus dem Park, wo sie gezeichnet hatten, zurück, und wurden durch ihre Freunde von der Abfahrt der Zigeuner benachrichtiget. Sie statteten dem betrübten Fink ihre Kondolenz ab, und ließen sich die Abreise Kordeliens von ihm schildern.

„Es scheint mir doch, sagte Schweizer, daß du zu viel hinter Kordeliens Maske suchst. Ein sehr interessantes Zigeunermädchen ist sie freilich, deren Gesang und Tänze uns ein seltnes Vergnügen gewährt haben; — aber, ob sie mehr ist?"

„Allerdings ist sie mehr! fiel Brixenfels ein: Ihre äußere liebliche Gestalt, die schöne Form ihrer zarten Glieder, ihr Lächeln, der lebendige Ausdruck von Unbefangenheit, Unschuld und Reinheit in ihren Bewegungen, Reden und Liedern: alles dieß ist untrüglich, und liefert einen vollständigen Beweis ihres innern Werths und einer schöngebildeten Seele. Lächelt nicht über meine

Behauptung! Es ist wahr, die Schönheit besticht den Beobachter oft zu schnell, besonders da, wo sie unter einer so ungünstigen Hülle hervorschimmert, wie bei Kordelien. Allein es ist auch eben so wahr, daß der äußere Mensch nicht bis zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit schön seyn kann, ohne zugleich ein schönes Gemüth zu besitzen. Und mit dem Untergange dieses Gemüths muß auch die körperliche Schönheit versinken, wie mit dem Sonnenlichte der Tag. Denn der aufgelöste Geist zieht auch das warme Leben mit sich hinab. Der innere Streit niedriger Eigenschaften hebt sogleich die Einheit in den Zügen des äußern Bildes auf, und die schöne Larve wird schnell einer traurigen Wahrheit zur Beute. Nichts kommt mir leichter vor, als in einem sogenannten schönen Gesichte die innere Nichtswürdigkeit zu lesen. Da greift recht sichtbar der Unwerth wie mit einer Kralle aus dem Gemüth heraus, um jede Harmonie der einzelnen Züge zu zerreißen. Von dem allen aber seht ihr noch keine Spur in Kordeliens heiterm Angesicht; und Fink hat Recht, wenn er jetzt an sie glaubt. Freilich mußt du sie zu vergessen suchen, sobald du einen Blick auf ihre Zukunft richtest, deren Unwürdigkeit wohl keinem Zweifel unterworfen ist."

„Ich liebe sie nicht, sagte Fink, aber es bleibt mein theuerster Wunsch, sie zu retten, weil ich weiß, daß es hierzu noch Zeit ist. Gott, warum reißt denn

das Schicksal oft den Menschen so unaufhaltsam hinabwärts! Und öfters gerade den, welcher uns nur für die Höhe geboren scheint! O saht ihr nicht, wie unumschränkt sie über die Bande und ihr finsteres Oberhaupt herrschte?"

„Die Vorsehung, erwiederte Brixenfels, läßt fast niemals die Frauenschönheit zu ihrer höchsten Macht gedeihen, weil sie eben das Mächtigste zwischen Himmel und Erde ist, und doch das Gefährlichste und Vergänglichste. Der Inbegriff aller Tugend und Größe im Weibe läßt immer noch zunächst einen Wunsch übrig: die Schönheit! Sie allein, schon an sich mit allen Tugenden verwandt, macht das Gemüth für jede derselben wenigstens empfänglich, und ertheilt dann selbst der Tugend noch die allgeltende adliche Standeserhöhung."

„Sehr richtig! fiel ihm Steinach bei: Der denkbar höchste Grad von Herrschergewalt, den das Gute über die Menschheit zu erreichen vermag, ist endlich nur noch durch die Schönheit möglich. Und so würde eine Selbstherrscherin, die das größte und beste Weib auf Erden wäre, erst dann die Mächtigste seyn, wenn sie die Schönste, und wahrhaft schön wäre. Diese Göttliche würde höher als die ganze Menschheit stehen. Um jedes Widerstreben gegen ihre Macht zu vernichten, dürfte sie sich nur zeigen. Leider hat uns die Geschichte noch kein Beispiel von einer solchen Erscheinung geliefert!"

Sie geriethen tiefer in die Materie von der Wahr-

nehmung des Schönen, und Schweizer meinte: seines Freundes Brixenfels Behauptung: daß der Schluß, von den äußern Abzeichen des Schönen, — von Körperreizen und Kunstäußerungen, — auf eine schöne Seele, untrüglich sey, habe ihn nicht befriedigt.

„Wenn du, antwortete Brixenfels, die Menschen sagen hörst, dieser oder jener Dichter sey und handle ganz anders, als er dichte und lehre, so glaube nur, dieß ist im Grunde nichts gesagt. Hat etwa der Beurtheilte noch kein vollständiges Werk geschaffen, dann sagt es noch weniger als nichts. Wer im Stand ist, durch eine Kunstschöpfung den Menschen in seiner höchsten Reinheit, — einen in jeder Rücksicht trefflichen und vollkommnen Charakter, — ohne Vorbild, ganz frei aus seiner Seele ans Licht zu rufen, und, bis zum letzten Zuge neu ausgebildet, aufzustellen, der ist selbst dieser reine herrliche Mensch, und muß es nothwendig seyn. Das Kunstwerk des gemeinen Menschen vermag nie die Vollendung zu erringen. Wissenschaft, Klugheit und Studium reichen hier nicht aus. Denn die Kunst ist göttlichen Ursprungs, wie das Herz und Gewissen. Die scheinbare Reinheit einer solchen Schöpfung wird vor dem Blicke des scharfsinnigen Beobachters sehr bald, und recht unter seinen Augen sich trüben. An einzelnen unwillkührlichen Blößen wird er selbst die Tücke des Heuchlers im Ganzen schnell ahnden und errathen.

Und wenn auch dem Heuchler der höchste Grad von Verstellung in der Kunst gelingt, so wird und muß doch seinem Ganzen gerade die Eigenschaft eines Ganzen fehlen. Selbst die höchste Künstlichkeit in seiner Darstellung wird uns kalt lassen, weil ihr zur Erwärmung Einheit und Leben abgeht; weil der unwahre Künstler kein Herz zu geben hat, also auch nimmermehr die Herzen zu rühren vermag. Alle Ausnahmen von dieser Regel sind nur das seltsame Spiel eines blinden Zufalls."

„Das alles, sagte Fink, der allmählig wieder heiter ward, gehört eigentlich in die wichtige Lehre von den zweiten Bänden. Diese sind meine wahren Lieblinge, wenn ich ein Urtheil über einen gewöhnlichen Romandichter fällen will. Im ersten Bande zieren sich die Autoren meistens, und machen allerlei Umstände und weitläuftige Anlagen. Auch soll und muß doch wenigstens kurz nach der Vorrede ein rechter Hauptcoup ausgeführt werden. Daher pfropft der Dichter alles mühselig zusammengetragene Hab und Gut im ersten Bande hinter einander her. Ists ein Werk von drei oder vier Bänden, so sind die mittlern die langweiligsten, und, — wie in England die jüngern Brüder, — von allen Mitteln entblößt. Der Dichter läßt sie ohne Bedenken leer, weil er schon auf das, was nach der Vorrede kam, pocht, auch immer eine gewisse Idee von Wohlgerathenheit mit dem ganzen ersten Bande zu verbinden pflegt, — dem

er ja während der Fertigung des zweiten alle noch übrigen Wunden verbunden hat, — und für den Nothfall immer noch zu seinem künftigen Benjamin hofft, er werde, wenn das strafende Publikum, wie Joseph, nach dem Korporal schicken will, die Sünden der mittleren Brüder vergessen machen. Endlich tritt denn nun dieser Benjamin auf, — und mit ihm meine reinste Lust! Jetzt hilft kein Läugnen, keine Entschuldigung mehr; der reine Mensch des Dichters, sey er auch noch so schmutzig, muß heraus! Der Autor ist auch wegen der Katastrophe seiner Geschichte schon selbst so sehr in der Rage, daß ihm die Schönheiten nur noch in der Angst entschlüpfen; dafür sind sie aber auch seine eignen, seine ächten Herzenskinder. Hauptsächlich ist das Finale immer mein sicherster Probierstein, ob Einer ein tüchtiges Buch machen kann oder nicht. Ich habe einen unordentlichen Bücherverleiher gekannt, dessen Bibliothek zuletzt noch aus einigen Tausend zweiten, dritten und folgenden Bänden bestand. Es war ein rechter Schatz von jüngern Brüdern; sie standen so bescheiden da, wie Fallstaffs Armee von verlornen Söhnen. Der Besitzer hoffte, „die beste Kraft stecke doch darin.“ „Auch die meiste Wahrheit, rief ich ihm zu; und Sie dürfen stolz seyn auf den Besitz einer so ausgezeichneten Bibliothek!“

„So sind auch, fing Steinach nach einiger Zeit wieder an, alle Abstoßungen und Annäherungen zwischen

dem Schönen und Gemeinen sehr sichere und entscheidende Kennzeichen der Naturen; — aber freilich nur für den Beobachter, welcher ihr Geheimes und Leises richtig aufzufassen weiß. Das kühne, annähernde Streben des Schönen zum Schönen zeigt sich auch mitten unter den Wechselwirkungen der Konvenienz! ja oft verräth es sich unwillkührlich mitten im Reichstagssaale des großen Tons. Weißt du noch, Fink, wie wir neulich deine Prinzessin Franziska belauschten?"

Diese Erinnerung bezog sich auf eine große Theegesellschaft beim Minister Hohenblat, der zuweilen den Hof bei sich versammelte, und vor einigen Tagen, nebst unsern Malern, einen jungen liebenswürdigen Dichter von bürgerlicher Herkunft eingeladen hatte, um seiner Tochter Ida eine Freude zu machen, und den Vorurtheilen seiner Gattin durch den Sinn zu fahren. „Der junge Mensch, fuhr Steinach fort, bediente sich im Feuer der Rede gegen die Prinzessin der freien Worte: Ich versichre Sie, es thut mir äußerst leid, daß ich Ihre Meinung nicht ausrotten und Sie zur Annahme der meinigen zu bewegen vermag. Er hatte während dessen ohne Erlaubniß ihren Arm genommen, um ein Medaillon daran zu betrachten, dessen Schönheit sie längst kannte, weßhalb sie, ohne hinzusehen, ernsthaft in ihrem Gespräche fortfuhr, und ihm den Arm noch einen Augenblick überließ, als er schon wieder aufsah. Dagegen vergaß er sich nie-

mals so weit, daß er zu der kleinen koketten Gräfin, — die den bittern Zug um den Mund hat, und über jede zurückgeschlagne Prätension blaß wird, — anders gesprochen hätte, als: Ihre Gnaden, und: wie Ihre Gnaden befehlen, und so oft es möglich war: Ihre Gnaden haben Recht. Franziska blieb freundlich, jene bitter. Hinterher sagte die Prinzessin: Ein sehr artiger Mann! während jene die Lippen verzog; — hoffentlich darüber, daß er die Fürstentochter so ohne Courtoisie abfertigte, und beim Arme genommen hatte. Einen andern Grund gab es nicht."

Die Kritiker zogen jetzt noch einige Parallelen in der hiesigen sie umgebenden Welt, die Fink eine prächtige Welt voll lieblicher Gesichter und niedlicher Gestalten nannte; er selbst kam aber bei allen diesen Vergleichungen am übelsten weg. Man stellte dem Flüchtlinge zuerst seine geliebte Kordelia gegenüber, und schlug eine gemeinschaftliche Leibes- und Seelen-Bleiche vor. Dann die Jungfer Zehling, eine alte fromme Schwägerin des Hofgärtners, welche Fink den ganzen Tag mit seiner verfolgenden Liebe neckte, um den alten Erdmann zu belustigen, und seine Tochter Gundchen zu ärgern, die ihrer verstorbnen Mutter Schwester liebte. Ferner verglich man ihn mit dem wilden Fräulein Luise. Sie war die einzige Tochter des alten reichen Generals von Hochstein, welcher mit ihr und seiner Nichte Emilie, die

Fink ebenfalls sehr genau kannte, seit einem Jahr hier im Schlosse seines Schwagers, des Ministers, wohnte, und sein Leben auf dem Lande beschließen wollte. Luise war eine siebzehnjährige Männerfeindin, die übrigens nach Finks Meinung über alle Schönheiten der hiesigen schönheitreichen Welt hoch emporragte, und mit der er sich gern unterhielt, so oft es ihre bizarre Laune erlaubte. Der General hatte einen Kammerdiener, Namens Lenz. Ein studierter, witziger, aber dem Trunk ergebner Mensch, welcher im Stillen ein heirathslustiges Auge auf die zänkische Philippine, Luisens Mädchen, gerichtet hatte. Wegen dieser seltsamen Neigung bewunderte ihn Fink und half ihm seine komischen Plane einleiten. Auch mit diesem Lenz stellten ihn seine Freunde jetzt zusammen.

Lange wehrte sich Fink, und warf dagegen auch den Andern ihre Sünden, und allerlei verbotene Regungen zu den Frauen dieses Landes vor. Da aber alles mit immer neuen Vergleichungen auf ihn einstürmte, schrie er endlich im Begriffe fortzulaufen: „Glaubt ihr etwa mich dadurch zu ärgern, daß ihr mich zum Jedermannscharakter macht? Gerade der Genius besteht aus dem Besten aller Art, und jedes Beste ist ein Stück von ihm! Er setzt allen Menschen ihr Leibgericht in der köstlichsten Zubereitung vor; würdig und reich, andächtig und friedlich, wie das Abendessen eines Dorfpfarrers, der am Wintersonntage zweimal gepredigt hat, und in

seinem eignen Leben ists ewig Festtag. — Genug, die Frauen alle lieben mich mehr als euch insgesammt; und das verdrießt euch eben! Sie gehören mir alle eigenthümlich an, und betrachten mich wie ihres Gleichen; deßwegen zürnt ihr auf mich; wiewohl ich keine davon heirathen werde, als etwa Luisen, wenn Kordelia nicht zurückkehrt, oder höchstens die süße Franziska, wenn sich der Vater gut in mich zu schicken weiß. Und damit habt ihr genug und könnt schweigen und gehen!"

Er entlief ihnen. Die Freunde trennten sich, nachdem sie für morgen, auf den Fall einer günstigen Witterung, ein gemeinschaftliches Frühstück hier vor der Einsiedelei verabredet hatten. Jeder schien vergnügt und heiter: nur Steinach sah düster vor sich hin, und ging seufzend über die stille, schon vom Nachtthau erfrischte Flur seinem Landhause zu.

Der junge Tag zog mit Jubel herauf. Vor dem siegreichen Stral der Morgensonne sanken alle Nebel vernichtet in die Tiefen; auf den Fluren ward es hell und laut; die gestärkte Menschheit setzte mit Lust ihre Lebensreise fort; aus allen Büschen sandten sich Nachtigallen und Grasmücken ihre melodischen Grüße zu; die Töne ihres Wechselgesanges vereinigten sich mit dem Gebet der hochschwebenden Lerche und mit dem großen Geschrei des Feldes, zur allgemeinen gotterfüllten Morgenhymne.

Die zwei Maler durchstrichen den Park, und blieben bei der emsigen Kunigunde stehen, die vor dem Pavillon das Frühstück für sie bereitete. Fink ras'te schon auf den Bergen umher, und Steinach kam eben an. Man setzte sich unter die herrlichen Bäume, und scherzte mit Gundchen, welche die Wirthin machte. Aber die Gesellschaft wurde bald sehr unangenehm durch einen Besuch des Majors von Warnek gestört, der zum Hofe gehörte, überall für einen verliebten Wüstling galt, und schon einigemal den Pavillon beschlichen hatte, um die Bekanntschaft der reisenden Künstler zu machen; — eigentlich aber, um Gundchen zu erobern. Vater Erdmann, der diesen Schatz wie ein Argus hütete, scheute nichts so sehr, als die Besuche des Majors und seines Freundes, eines Grafen Wallenberg, dessen Frau die Geliebte des Fürsten war, und der in keinem bessern Rufe stand, als Warnek. Es war dem Gärtner auch zu seiner großen Freude geglückt, sein Haus von allen Hofherren frei zu behalten, welchen er, ohne die Dazwischenkunft der Maler, gewiß hätte Quartier geben müssen.

Unter den Künstlern war vorzüglich Brixenfels, man wußte nicht warum, dem Major recht von Herzen gram, und nahm ihn auch jetzt sogleich aufs Korn. Allein Fink, der eben herbeisprang, ließ niemanden darzu, sondern stellte sich sogleich dem Major ins Licht, als dieser, Gundchen gegenüber postirt, die längst gewünschte

Bekanntschaft mit einem vornehmen Kunstgespräch eröffnete, worin er von dem Aufenthalt der drei Maler in Rom redete, und Italien eine große Kunstkammer nannte.

Fink, der ihm überall ironisch beipflichtete, sagte: diese Benennung sey zum Erstaunen treffend, und eben so könne man auch jede große Kunstkammer ein kleines Italien nennen. Vermuthlich habe das jüngste Gericht von Michel Angelo die Ehre dem Herrn Major bekannt zu seyn, welches Einige zu den ersten Kunstwerken von Rom rechneten, wiewohl es im Grunde nur als ein leichter Gedanke gegen das eigentliche Meisterstück jenes berühmten Künstlers betrachtet werden dürfe; dieß hänge gleich daneben, sey in Oel gemalt, und sehe sich doch vollkommen an wie in Kupfer gestochen, welcher Umstand bekanntlich dem Oelgemälde erst einen ganz neuen Werth gebe; übrigens stelle der Vordergrund ein feuriges Luftzeichen mit einem Windstoße vor, der so wahr und fleißig gearbeitet sey, daß man ihn zu hören glaube; der Prospekt enthalte ein großes dunkelblaues Irrlicht, um dieses einen summenden Mückenschwarm, wovon man schon einige todt ins Gras herabstürzen sehe; im Hintergrunde betrachte man eine der reizendsten Gegenden von Italien, die aber von einem hohen düstern Fichtenwalde völlig verdeckt werde. Das Ganze müsse Jeder, der es nicht gesehen, für eine Lüge halten, auch sey es in der That völlig unbegreiflich; doch möchten

wohl Die am richtigsten rathen, welche das Gemälde für ein allegorisches Nachtstück ansprächen; wiewohl doch schwerlich ein Gemälde mit mehr Licht anzutreffen sey, als dieses, wenn man es anzünde. Denn es sey auf neuentdeckte ganz massive Asbestleinwand gemalt. Beim Anzünden im Hintergrunde sehe man dort sogleich einen feuerspeienden Berg u. s. w. — So ging es in einem fort; immer wußte sich Fink zu rathen, und eine Absurdität mit der andern zu entschuldigen. Er ließ den unwissenden Kriegsmann nicht zum Worte kommen, sondern riß den Erstaunten immer von Lüge zu Lüge schnell und gewaltsam hinüber. Endlich gewann dieser doch so viel Athem, daß er aus dem Detail entkam, und sich nun über einen Zufall beklagte, der ihn voriges Jahr von einer Reise nach Italien abgehalten habe; diese sey bestimmt gewesen, ihn zum Kunstkenner zu bilden. Aber Fink meinte, der Herr Major habe sich ja hier unterdessen zum Obristwachtmeister gebildet, welches nicht schlimmer sey. Ueberdieß komme er immer noch zu früh in Italien an, — weil jetzt die französischen Republikaner, und hinter ihnen her die Kosaken, Türken und andere Völker eine vollkommne Kunstreformation in Italien vorgenommen hätten, von der man, wenn auch manches gute Werk darüber abhanden gekommen, doch allgemein hoffe, daß der verschiedene Geist und Geschmack jener Nationen sich über das gesammte Italien verbreiten, dem träge gewor-

denen Italiener einen Haupt- Kraft- und Kunststoß geben, und eine ganz neue Aera schaffen würde.

Bei allen diesen Drangsalen, — welche ihm Fink mit so gutmüthiger Freundlichkeit zu bereiten wußte, daß es kaum möglich war sich darüber zu erzürnen, — kam auch der arme Warnek nicht um ein Haar breit weiter in der Bekanntschaft mit seiner schönen Gärtnerin, weil Gundchen immer nur lächelnd auf ihre Arbeit sah, und sich an des Malers Evolutionen zu ergötzen schien. Alle für sie bestimmten feurigen Blicke nahm Fink auf eigne Rechnung bestens in Empfang, und bezahlte sie reichlich wieder. So oft Warnek sich seiner entledigt glaubte, schlüpfte er wie ein Aal wieder in die Unterhandlung herein, und bediente den unglücklichen Major. Als dieser endlich Gewalt zu brauchen versuchte und sich geradezu darüber beklagte, „daß das schöne Kind nicht den geringsten Antheil am Gespräche nehme;“ — und Gundchen ihn lächelnd fragte, „wer von den Herren denn hierbei wohl etwas gewinnen würde?“ — und er mit dem zärtlichsten Feuer „Sich selbst“ als einen solchen nannte, — und Fink gleich wieder ironisch sagte: „Es käme darauf an, Herr Major!“ — und als auf die fixirende Frage: „Wie verstehen Sie das?“ nun auch die übrigen Maler anfingen, künstliche Schlingen und Fallstricke von anderer Art zu legen, aus denen selbst der boshafte Steinach seinen Standesgenossen nicht zu erretten Lust

hatte, sondern ihn noch tiefer hinein zog: da nahm er endlich Gelegenheit, seinen Besuch für heute abzukürzen, empfahl sich wohlgemuth und dachte: „Diese Pinsel sollen mir wohl das Schätzchen nicht ewig mit ihrer groben Ironie umkreisen, wie heute. Hab' ich doch die Dirne einmal gesehen; man darf sich ja nun grüßen und anreden wo man sich trifft!“

Alle waren froh über den Rückzug des Majors; aber Jeder wollte doch an Finks Art zu persifliren und ironisch zu seyn etwas tadeln. „Einmal sollte er fort; schrie Fink: fort ist er, und hat sich noch dazu für erzeigte Ehre bedankt. Wollt ihr mehr, so laß ich ihn sogleich wiederkommen, und stelle mich neben ihn; was wetten wir, ihr sollt ihn behalten, bis er euch die Mittagssuppe kalt geschwatzt hat?“

„Gut! sagte Steinach. Ich meine nur das: Wer einem Andern etwas weiß machen will, wovon dieser nichts wissen kann, oder notorisch nichts weiß, der verdient den Vorwurf einer gewissen Gemeinheit. Die ächte Satyre macht den Stallmeister bügellos, und setzt den Professor unter den Terzianer; umgekehrt wird sie gemein und niedrig. So kam es mir schon neulich vor, als du einem beschimpften Juden bewiesest, eine Kanaille gehöre unter die Säugthiere und sey eigentlich eine ostindische Elster, ein delikater Fisch, der wiederkäue und die Klauen spalte. Ich hasse diese Art von burlesker Persiflage von Her-

zen, wenn gleich mancher Witzling sie empfiehlt. Am lächerlichsten erscheinen mir ganze Gesellschaften, die einem Ankommenden seltsame Fragen vorlegen, deren witzige Beantwortung ihm die Unbekanntschaft mit der Sache unmöglich macht. Der Fremdling wird betreten, zumal wenn er wirklich Geist besitzt. Man wundert sich wohl obendrein, warum er nicht sogleich das erräth, worin nach dem Wahne der wahnwitzigen Versammlung der Witz bestehen soll. Endlich, nach großem Zeitverderb, kommen dann zwei armselige Worte Geschichte zum Vorschein, welche den neuen Gast gewissermaßen beschämen, — nicht für sich, sondern als den Repräsentanten der Gesellschaft selbst, — und welche gewöhnlich, zur Strafe der zu Schulden gebrachten Gemeinheit, eine Art von stiller übler Laune über die Versammlung verhängen, weil nun aus einem solchen Scherze nichts mehr zu machen ist."

„Wenn du doch bei dieser Gelegenheit von ganzen Gesellschaften reden willst, sagte Fink, so kommen mir gerade die am langweiligsten vor, wo man bloß erzählt, und den für den Ersten hält, welcher die meisten Notizen und Geschichten zu Markte bringt. Vermuthlich sind jene hübschen Männer eure wahren Gesellschafter, die beim Pfeifchen oder Gläschen in schönverzierter ächter Förstersprosa von Feuer- und Wassersnoth, Raub und Mord, Krieg, Hunger und Fährlichkeit zu erzählen wissen. Ich sehe sie im Geiste vor mir sitzen, und euch um sie her

mit Augen voll Liebe! Eine Jagdgeschichte jagt die andere. Da ist das Wild zusammengestürzt; dort hat es geschweiset; dort ist es entflohen. Nun noch zur Abwechslung eine einzige verwandte Reitgeschichte, die aber bald von euch selbst mit zehn andern überritten wird. „Was für eigensinnige Pferde gibt es aber auch in der Welt! Wie viele hat nicht schon der N. gehabt! und doch versteht er den Handel; wenn er nur nicht so viel Unglück hätte, — und so sonderbare Moden; — zum Exempel, — besonders im Solospiel!“ Da hat man sich nun auf einmal in die Spielgeschichten hineingescherzt; — und in der That, es ist unbegreiflich, wie wunderbar zuweilen die Trümpfe sitzen, — hauptsächlich im Lhombre — — Doch, ich will kurz seyn: die bequemen Männer in einer solchen Gesellschaft fassen Zutrauen und kommuniciren sich. Die Weiber können dazwischen sprechen, und sich Anmerkungen über einander mittheilen; das allgemeine Resultat ist also gewöhnlich: der Herr Doktor, Förster, Oberst, Kammerjunker ꝛc. ist ein äußerst unterhaltender Mann; ein sehr guter Gesellschafter!“

„Deine Schilderung, erwiederte Steinach, trifft zwar, wie ich hoffe, keinen von uns, aber sie ist allerdings sehr treffend, und die ihr zum Grunde liegende Beobachtung hat einen wichtigern und neuern Gehalt, als es auf den ersten Blick scheint; denn sie paßt eigent-

lich, unter wenigen Einschränkungen, auch auf viele unserer ausgesuchtesten und vornehmsten Gesellschaften, deren Unterhaltung, sobald wir sie hinterher unbefangen untersuchen, in ein angenehm erzähltes Nichts verfliegt. Dem gewöhnlichen Einwurf, man habe sich doch die Zeit angenehm durch den Schwätzer vertrieben, muß immer mit der Antwort begegnet werden: Man soll die Zeit nicht mit einer so elenden Unterhaltung vertilgen. Die gute Unterhaltung besteht nicht in Sachen, sondern in deren Ansicht, Form, in Darstellungen, und in dem Raisonnement darüber. Ein geschmackloser Gesellschafter und ein fader Romanleser verlangen nur jene Erzählung, womit sie das Ungeheuer der Langweile, das ewig wieder ersteht, ermorden; wodurch der Mensch die menschliche Rede und die Buchdruckerkunst herabwürdigt, und welche nicht den leisesten Ton für die Ewigkeit im Gemüthe nachhallen läßt. Dem Himmel sey es geklagt: oft glauben selbst die bessern Menschen sich durch solche Unterhaltung wahrhaft erbaut, und übersehen dabei den genialischern Gesellschafter, der jene formlosen Erzähler angähnt und die Elogen auf sie belächelt, während er selbst mit zehn Worten lebendiger Reflexion mehr zur wahren Unterhaltung beiträgt, als Jener mit zehntausend Worten todter Geschichte."

Brixenfels meinte, dieses Verkanntwerden sey zum Glück, auch in schlechteren Gesellschaften, doch nur selten

der Fall des eigentlichen Genie's. Denn dieses greife gewöhnlich mit Absicht nach gemeinem Stoffe, nach inhaltlosen Fabeln oder elenden Klatschgeschichten, um daran seine eigne witzige Bearbeitung und schöpferische Geisteskraft zu verherrlichen. Das komische Genie insbesondere sey für alle Geister unwiderstehlich, und müsse einen Haufen Bauern eben so gewiß belustigen, ja zum Lachen forciren können, als einen Haufen Staatsminister.

„Am liebsten, sagte Fink, tummle ich mich in solchen deutschen Gesellschaften herum, wo man gut altfranzösisch ist, zwei Sprachen redet und keine versteht, wo die Koketten und alle ältliche Herren sich mit der ehemaligen Pariser Formel so lange ins französische Jahrhundert zurückängstigen, bis der heilige deutsche Laut in falschen und abgeschmackten Gallizismen verklingt. Oder in solchen Gesellschaften, wo ein einziger großer literarischer Gigant sich aufbläht, um irgend ein kleines, gutes, harmloses Zwerglein mit einem Berge von Gelehrsamkeit zu erwerfen; — oder wo mehrere poetische Bologneserchen, die alle mit Epigrammchen trächtig gehen, um solch eine große, finstere Dogge herumklaffen, die eins nach dem andern erbeißt; — das heißt: in ächt deutschen gelehrten Gesellschaften. Oder in Weiberzirkeln kleiner Städte, wo eine Reihe schöner, geschmackvoll gekleideter Mädchen still sitzt, auch wohl zuweilen aufsteht, sich noch ganz artig verbeugt, und nur durch die unbeholfenen

Reden den Fremden plötzlich zu lachen macht, welcher sich von dem allen wirkliche Bildung versprach, und nicht weiß, daß die schönen Kinder nur das Alleräußerste von ihrer Residenz abgesehen haben, und nun glauben, darin bestehe die Bildung, und damit könne man wirklich in Gesellschaft gehen. Aber ihr selbst, meine Herren, verkennt oft den genialischen Werth des Menschen, sobald dieser gern viel reden mag, wie zum Exempel der bescheidenste meiner Freunde, — oder sehr lebhaft zu seyn pflegt, wie ich. Wer lange überlegt, ehe er sich mit ein Paar klugen Worten hervor wagt, der ist sicherlich ein dürftiger Kopf. Viel reden fordert Kunst. Besser ists etwas thun als vieles unterlassen. Ein urtheilfertiger Mensch trägt gewöhnlich ein schuldloses Gewissen in der Brust. Sein Gott verläugnet sich nicht, und hat ihm den Stempel des Freimuths auf die Stirne gedrückt, und aus den Lippen geht es hervor, rein und wahr, wie es oben geschrieben steht. Wozu hinterm Berge halten? Das Genie will Luft. Sein Reichthum stürzt sich wie ein Bergstrom in das weite Land. Welche große Sachen haben nicht schon tolle Engländer durch wildfluthendes Raisonnement, ja durch bloßes Schwatzen herausgebracht! Man hat sie sich ausreden lassen. Aber bei uns Deutschen, — o wie mancher schöne Geist, der kaum die ersten Sätze gethan, wird jährlich auf unsern kritischen Hatztheatern erwürgt! Wahrlich in dem Moment,

wo sich das Genie zeigt, ist es die Schuldigkeit aller Welt, ihm zu huldigen. Wer thut nicht Blicke in die Heimath der Kunst und des Geschmacks, wann der Genius in die Harfe greift? Wer mag ihm widerstehen, wann er den vollesten Reichthum unserer Gefühle umfaßt, wie ein plötzlich helltönender Paukenschall die Fülle der reißendsten Symphonie? — Was? Ich darf und will meinen Zeitgenossen nichts von dem was ihr Eigenthum ist entziehen, so lang ich diese treue Zunge noch zu regen und durch Trank und Speise für meine Mitwelt zu erhalten vermag! Ihr Menschen, die ihr da sitzt und vegetirt wie stille Haine, warum haltet ihr mich für toll? Laßt sehen, was habt ihr vor meinem Ich voraus? Wenn ich witzig bin wie Demokrit und Protagoras, und euch obendrein für meine werthen Landsleute erkenne, wie hiermit geschieht, so weigert ihr euch meinen Witz gut zu nennen, weil sein geheimer Sinn gewöhnlich nicht tiefer versteckt liegt, als der Vogelscheu in der Gerste, und weil ich die Masse von Klugheit nicht an euch bemerken will, die euch aus dem Füllhorn der Zukunft verheißen seyn mag; wer hat da Recht? Wenn ich an diesem herrlichen Morgen die Spitzen der Gebirge suche, mich wie ein Kind des Himmels in Gluth und Thau, in Licht und Schatten berausche, und wenn die befreite Seele sich über irdische Landschaften hinaushebt und dem heiligen Frühroth die Flügel entgegenschlägt, so sitzt ihr

hier, trinkt Thee, ergebt euch allenfalls der Empfindsamkeit dabei, radebrecht die Mutter Natur, oder sucht das kleine Restchen von kaustischem Salzwasser an euern eignen archilochischen Dornen zu gradiren, damit es nicht dumm werde, oder damit ihr euch, wie es so eben das Ansehen hat, noch obendrein über meine Strafruthen lustig machen könnt; wie denn heut zu Tage auch die politischen Lumpen das größte Recht und Vergnügen daran suchen, einen prächtigen Pallast abgeschmackt und lächerlich zu finden. Wenn ich liebe, wenn ich von der Schönheit getroffen vor ihr hinsinke, und die Lebendige ans Herz schließe, so möchtet ihr lieber sie vorher abmalen; oder Ovids Kunst zu lieben mit Noten in usum Delphini ediren; oder ein bürgerliches Lustspiel schreiben, worin ein Unterzollrechnungsrevisor die Tochter des Obervicesalzkasseneinnahmsdeputationssekretairs nicht lieben darf, weil er einen subalternen Titel hat, und einen kurzen; oder ein häusliches Gemälde in fünf Akten, worin Aeltern und Kinder sich wechselseitig den Lebenspfad mit Rosen und Fußangeln bestreuen müssen, damit am Ende alles gut werde; oder ein raisonnirendes Verzeichniß aller jetzt lebenden Gelehrten, welche die Katzen nicht leiden können; oder Lebensläufe aller todtgebornen Autorenkinder; oder — o, was könntet ihr nicht alles schreiben, während ich lebe! Zum Exempel ein Werk mit einem vornehmen oder Universaltitel: das Ganze der Menschen-

zucht; Bemerkungen über alle Gegenstände und Nichtgegenstände, ein Lesebuch für Jedermann und Nichtjedermann, besonders aber für Menschen und solche die es gern werden wollen; Momus, oder die Natur, wie sie seyn sollte, nebst einigen Blicken auf verschiedne besondere Weltkörper; über Romanheldinnen, und etliche andere Spielarten von Miltons Seraphim, ein Handbuch für Jungfrauen und solche die es nicht sind; die Kunst alles was einer Bestimmung fähig ist in Geld zu verwandeln, nach den Bedürfnissen unserer Zeit eingerichtet —.... Doch ich muß mich selbst unterbrechen, um auf den Major zurück zu kommen; denn ich sehe vor lauter vorgesteckten Zielen keinen Pfad mehr, und Gundchen naht uns schon wieder. Ihrem Vater und euch kann die Manier völlig gleich seyn, in der ich diesem Freier den Korb überreiche. Genug er geht, und meine heutige Lust mit ihm soll, wenn der Himmel will, nicht die letzte gewesen seyn. Aber sagt mir, wie euch diese neue Bekanntschaft gefällt; und was haltet ihr von seinen Absichten auf Gundchen?"

„Die Franken, sagte Brixenfels, waren, selbst in den Zeiten ihres galantesten und abgeschmacktesten Euphemismus, doch viel vertrauter mit Unschuld und Natur, als unsere dermaligen überladenen Landsleute, welche jetzt Ausgeburten, wie dieser fatale widrige Mensch, unter sich zeugen, bilden und dulden können. Seht nur

in sein Gesicht! Jeder Muskel zerrt eine neue Untugend ans Tageslicht. O es gibt nichts unwürdigeres, als den deutschen Menschen, wenn eine verkehrte Kultur seine Menschheit verkrüppelt hat! — Selbst das Ernstere an ihm, die Leidenschaft, wird geckenhaft und formlos —"

„Bewahre! rief Fink: Du kennst meinen zarten Major sehr schlecht. Ueber die Leidenschaft ist er längst erhaben! Glaubst du vielleicht, daß er den Plan habe, unser unschuldiges Kind, es koste was es wolle, unmenschlicher Weise zu verführen, und sie etwa dann standesmäßig sitzen zu lassen? Nein, nein, so weit denkt er nicht. Der Gute ist aus der Residenz, das heißt, aus seiner Ordnung, gekommen. Gundchen wohnt ihm bequem, und sie ist irgend ein weibliches Geschöpf; dergleichen stehen hier und da in seiner vorgeschriebenen Diät; unser Freund sorgt für seine Gesundheit; er betrachtet das Laster als officinell, wie Gartenluft oder heilsame Kräuter. Ferner: Er wirbt um die Hand der schönen Ida, um — seinen Fuß näher und fester zum Fürsten zu setzen, der sie und ihren Vater verehrt. Er betet zugleich das Fräulein Hofdame von Landstein an, weil diese wahrscheinlich, sobald sie geheirathet hat, derselben höchsten Ehrenstelle entgegenblüht, in welcher die Gräfin Wallenberg seither nach und nach gereift ist. Alles dieß, es betreffe wen es wolle, verspricht dem Major ein angenehmes Leben, führt ihn zum Arrangement

seiner zerrütteten Vermögensumstände, und gehört überhaupt zu seiner bequemeren Einrichtung. Selbst unter Luisens Freier wagt er sich zuweilen. Doch nicht sie, die Schönste ists, die ihn reizt; nicht sie, die Tyrannin schreckt ihn zurück: — nur für den Vater, für dieses alte theure Liebchen, de cujus hereditate quaestio est, brennt er in rechtlicher, reinjuristischer Gluth, ohne sträfliche Nebenabsichten auf die Tochter. Uebrigens hat mir der alte Erdmann diesen Morgen schon gestanden, daß er mit seinen Einmiethlingen sehr zufrieden sey, und es lieber sehe, wenn wir ehrliche Leute seine Tochter dutzten, als wenn drüben die Herren Kavaliere sie mit Engel- und andern Spitznamen beehrten und den pluralem gebrauchten."

„Er ist ein wackerer Alter, sagte Schweizer, bis auf den Linné. Schon die Erziehung seiner Tochter gibt ihm einen Platz unter den achtungswerthensten Männern, wenn gleich die schöne Ida die eigentliche Schöpferin ihrer feinern Bildung ist. Aber sobald er in den Linné kommt —"

„Wann werdet ihr doch Toleranz lernen! fiel Fink ein: Ein jeder Mensch muß ja seinen Narren mit sich herumtragen; wenigstens in seinem Metier! — Aber ich bitte euch, seht! Dort kommt sie selbst hergeschwebt, die herrliche Luise. Seht doch, wie hoch sie sich trägt an der Seite des rüstigen Vaters! Wie üppig und unbän-

dig es einherstolzirt, das köstliche Wild, dem die edelsten Jäger im Morgen- und Abendthau nachjagen; für welches auch der Beste sich über dornige Felsen reißt, und seine Kraft in Liebe verblutet!"

Ida lief erfreut auf ihre Schülerin und Freundin Kunigunde zu, und schloß sie in die Arme. Langsam folgte ein ganzer Zug von der Hofgesellschaft, die Prinzessin an der Spitze. Diese hatte sich mit dem alten Erdmann in einen Blumenstreit verwickelt, und forderte jetzt Schweizern, der vorzüglich schöne Blumen malte, zum Richter auf.

„Ich behaupte, rief der Alte, daß die Franzosen, revera und dem Sinne nach, eine ganz andere Blume dem Andenken geweiht haben als wir. Denn bei ihrer Germandrée denken sie sich weiter nichts, und doch ist sie unser Garten-Vergißmeinnicht, das eigentliche Cynoglossum omphalodes Linnei. Ihre buntschäckige Pensée hingegen nennen wir Stiefmütterchen; ein Name, an den kein Mensch gern denkt; und das ist die wahre Viola tricolor Linnei. Ich will es Ihrer Durchlaucht aus zehn Büchern beweisen —

Schweizer that den nöthigen Ausspruch und stellte den Alten zufrieden. Man begrüßte sich, trat in Gruppen zusammen, und spann Gespräche an, die bald in die allgemeinere Unterhaltung gezogen, bald von einzeln umherwandelnden Paaren eifriger fortgesetzt wurden.

Unsere Maler hatten bei Hofe große Aufmerksamkeit erregt; nicht sowohl wegen ihrer schönen Kunsttalente und des damit verbundenen Grades von höherer Bildung, als vielmehr wegen des sehr beträchtlichen Aufwandes, welchen sie hier machten. Zwar hielten sie nur einen einzigen Bedienten, der noch dazu ein armes verwaistes Malerskind seyn sollte, und zugleich ihr Schüler war; aber sie lebten ziemlich glänzend, zwei davon schienen nur für sich selbst zu arbeiten, und suchten keinen Verdienst. Es fehlte ihnen nicht an Aufträgen zu Malereien aller Art; allein sie wählten immer aus diesen bloß die schönen, für sie selbst interessanten Arbeiten, und wiesen alles übrige mit einer gewissen Bestimmtheit zurück, welche um so größere Verwunderung erregte, da ihre unmäßig theuern Preise ihnen nur wenige Kunden versprachen. Am unbegreiflichsten war es, daß Brixenfels, welchen man im Besitz der Reise-Kasse wußte, und dessen Kleidung und Lebensart überhaupt den größten Reichthum bewiesen, sich dennoch unter allen am begierigsten nach Arbeit und eigentlichem Verdienste bezeigte. Dieser Mann schien unter seinen Gesellschaftern das große Wort zu führen. Die beiden übrigen faßten selten einen Entschluß ohne seine Zustimmung. Nichts war ihm zu kostbar, sobald es darauf ankam, den Erdmannschen Hausgenossen ein Vergnügen zu verschaffen, oder den Hohenblat- und Hochsteinschen Familien irgend einen schö-

nen Genuß zu bereiten. Oft ließ er sich am Morgen für ein flüchtig gearbeitetes Portrait eine Summe auszahlen, die dem Käufer ungeheuer vorkam, und deren doppelten Betrag der Maler schon des Nachmittags in einer Lustpartie wieder verschwendete, oder Abends in einem Feuerwerke zu seiner und seiner Freunde Lust auffliegen ließ. Mit Bewunderung seiner trefflichen Kunst konnte man ihn nicht bestechen; es war ihm nur um reichliche Bezahlung zu thun: wenigstens schloß man dieß aus der Gleichgültigkeit, mit welcher er das Lob einiger Kenner und fremden Künstler aufnahm. Dabei hörte man ihn oft über Fleiß, Mäßigkeit und gute Wirthschaft reden, und diese Tugenden seinem Freunde Schweizer, hauptsächlich aber dem lockern Fink, nachdrücklich empfehlen, während er selbst doch nur die erste davon zu besitzen schien. Zu diesem allen kam, daß vor einigen Tagen das Hoffräulein von Landstein aus einem Gespräch unter unsern Malern in den Büschen eines kleinen Boskets ganz vernehmlich die bedeutenden Worte gehört hatte: „Nicht doch, lieber Graf, und wärst du auch noch zehnmal reicher, so muß doch immer eine Art von Rechnung unter uns bestehen, damit niemand sich dem Leichtsinn ergebe, oder in seiner natürlichen Freiheit gestört werde." Leider hatte man nicht erlauschen können, an welches Glied der Gesellschaft eigentlich diese Rede gerichtet gewesen, oder wer sie gesprochen; allein, wieviel

hatten nicht die Maler seit jenem Augenblick an Interesse gewonnen, da ein verlarvter reicher Graf unter ihnen steckte! Der größte Verdacht fiel freilich auf den stolzen Brixenfels, wegen seiner reichen und vornehmen Umgebung. Allein wenn man zuweilen bemerkte, wie schnöde der leichte Fink seine beiden Gesellschafter behandelte, und wie willig diese doch immer seine tollen Streiche vertraten, oder wie nachlässig Schweizer seine Kunst in Rücksicht auf Geldverdienst betrieb, so — wußte man eben nicht was man denken sollte, und suchte deßwegen die Maler nur desto emsiger auf. Diese hielten aber ihr scheinbares Inkognito fest, und lebten übrigens in so völliger Gleichheit, daß man einzig auf den reichen Brixenfels die natürlichste Grafenpräsumtion konnte haften lassen.

Auch heute fehlte es nicht an allerlei kunstreichen Fragen und Antworten. Fräulein Landstein theilte ihr Geheimniß im engsten Vertrauen Ida'n und Luisen mit. Erstere erhielt nämlich von Schweizern, die zweite von Brixenfelsen täglichen Unterricht im Zeichnen; daher hätten beide vielleicht etwas näheres wissen können. Ida schien betroffen von der Nachricht. Luise lachte über die Neugierde der Landstein. „Ich will es den Augenblick erfahren! sagte sie, denn der Vetter ist mit ihnen gereiset. — Vetter, geschwinde hieher!" Steinach, der in beiden Familien vorzugsweise der Vetter hieß, trat so-

gleich vor sie. „Welcher unter Ihren Malern ist eigentlich der Graf?"

Steinach that sehr verwundert, und gab an, er selbst sey einige Jahre lang ein Gesellschafter dieser drei Menschen gewesen, und halte sie für wahre reisende Maler, da er sie während ihrer ganzen Bekanntschaft fast immer reisend und malend gekannt. Sollten sich etwa Grafen unter ihnen verborgen halten, so werde sicherlich der ungeschickteste Maler der reichste Graf seyn; und er bitte die Damen, seine Freunde sogleich nach diesem Maßstabe zu untersuchen, wozu er von Herzen behülflich seyn wolle.

Die Landstein, welche dergleichen vom rechten Weg abführende Scherze schon von Steinachen gewohnt war, schwieg und warf den Kopf zurück. Luise lächelte schadenfroh. „O ich lache nicht mit Ihnen, sagte sie aber schnell zum Vetter: und wissen Sie wohl, daß es eine unleidliche Anmaßung ist, in Gegenwart einer Dame Geheimnisse zu behalten, sobald sie das verbietet?"

Er verbeugte sich tief, und sagte: „Ich bin aber ein armer Landedelmann, der nicht einmal ein Geheimniß im Vermögen hat. Alles was Sie da sagen, schöne Kusine, ist übrigens gut, und werth, daß Sie die darinnen enthaltene Regel einigen der vornehmsten unter Ihren Lieblingsfreiern selbst einschärfen."

„O, der fadwitzige Mensch!“ rief die erbitterte Luise, und stieß mit ihrem Sonnenschirmchen heftig nach seiner Hand.

„Meinen innigsten Dank für diesen neuen Beweis Ihrer Gnade!“ sagte Steinach etwas lebhafter, aber mit einem wirklichen Lächeln, indem er ein Paar große Augen nach dem blauen Fleck auf seiner Hand richtete. Während dessen hatte er sich beider Hände Luisens bemächtigt, die er langsam, aber mit solcher Stärke drückte, daß ihr der Schmerz Thränen in die Augen trieb.

Sie kam zu sich. „Steinach, sagte sie, es war eine Ungezogenheit; — man soll mich nie eine zweite der Art verüben sehen — aber Sie kennen meine schwache Seite —“

„Die Freier?“ erwiederte er, und behielt die kleinen heißgedrückten Hände in den seinigen, weil „ihre Besitzerin noch immer kühler werden müsse.“

„Und dann, sind Sie unwahr gewesen; fuhr Luise fort. Wer wird Ihnen glauben, daß Sie keine Geheimnisse hätten?“

„Welche?“ fragte er verwundert, und ließ sie endlich los.

„O die entsetzlichen Männer!“ rief sie aus, und hob zum Beweise ihrer Anklage die rothen Händchen gegen Steinachen empor.

„Es ist wahr, beim Himmel! sagte ihr Feind mit komischer Wehmuth: Ach, diese zarten Hände erröthen in meine Seele über das gebrauchte Recht des Stärkern. Aber Gott sey Dank, daß es noch Damen gibt, die uns dieses unselige Recht aus den Händen zu winden wissen, indem sie zu ihrer Uebung an uns das Prävenire spielen! Und gewiß, die sublimste Tugend an einem schönen weiblichen Wesen ist und bleibt doch immer: persönliche Tapferkeit!"

„Nein, Steinach, sagte Luise glühend, ich will es endlich halten, Sie sollen gar nicht mehr in meiner Nähe geduldet werden. Gehen Sie mir aus den Augen!"

Er verbeugte sich, und trat zu ihrer Freundin Emilie, die ihn für diesen Abend zu einem Spaziergang auf den benachbarten Hügel einlud. „O nein, rief Luise dazwischen, du gehst mit mir allein, Emilie. Herr Fink, Sie sollen uns begleiten, wenn Sie artig seyn wollen."

„Wie ein Halb-Gott! schrie Fink: Es ist ganz recht, Steinach, daß man dich ausschließt. Niemand wird sich, Gott sey Dank, deiner annehmen!"

Man stritt nun über die Abendpartieen, die Alten mischten sich drein, und die Prinzessin, die nicht gern lange in Luisens Gesellschaft war, entschied endlich dahin: Luise und Emilie sollten, von Finken und Schweizern begleitet, auf ihren Hügel wandern; Franziska selbst wollte mit Ida'n und der Landstein einen andern be-

steigen, um den Untergang der Sonne zu sehen, wozu Brixenfels eingeladen wurde. Steinachen hatte die Prinzessin vergessen, und als sie zu spät sich seiner erinnerte, verlangten Luise und die Landstein mit großem Eifer, man müsse die Gesellschaften nunmehr als geschlossen ansehen, und führten so viel Nachtheiliges von Steinachen an, daß Franziska ihn endlich ausschließen mußte.

„Es gibt, sagte der Verstoßene, noch einen dritten Platz, wo ich von jeher am liebsten die Sonne untergehen sah, welchen aber außer mir nur wenige Menschen kennen. Ich werde ihn von meinem Gut aus besteigen, und mich Ihnen allerseits gleich nahe befinden, ohne meiner Kusine ihre Freude zu verderben. Aber ich prophezeihe einen herrlichen Abend."

„Wir sollten lieber alle dem Herrn von Steinach folgen! meinte Franziska: Er kennt die Gegend am genauesten."

„Wenigstens wäre es schön, versetzte Luise, wenn er selbst uns hierum ersuchte. Aber ich will den Platz wissen, Vetter!"

„Morgen, sagte er, will ich um Erlaubniß bitten, Ihre Durchlaucht und das Fräulein Landstein ganz allein dahinzuführen.

„Guter Vetter, den Platz!" schmeichelte Luise.

„Morgen!" sagte er, und blieb unerbittlich.

Alles trennte sich, nachdem man die nöthigen Tref-

fungspunkte verabredet hatte, unter lautem Lachen und Scherzen über den verlassenen Steinach, der sonst die Seele aller gesellschaftlichen Anstalten war.

Schweizer setzte sich in ein abgelegenes Eckchen am großen See, um dort eine der schönsten Baumgruppen des Parks zu zeichnen. Halb im Gebüsche versteckt, das Reißbret auf dem Schooß, arbeitete der Künstler geheim, still und emsig; er labte sich an den hochempor grünenden Gewölben des gegenüberliegenden Waldes und der reinen Spiegelfläche des Sees zu seinen Füßen. Von der Seite her spielte sich zwischen schwarzem Gestein ein sanftgeschlängelter heiterer Bach aus dem Wald in die breite Fluth hinab, welcher aus jenen Finsternissen noch eine neue Labung mitzubringen schien, indem er süßtönend in die Tiefe rann, und dort leisewallende Ringe bildete, welche dem Baumschatten im tiefen Spiegel ein saftiges, feuchtes Leben mittheilten, und die Empfindung einer kühlen Einsamkeit vollendeten. Die sanften Wasserkreise zogen so langsam, daß man zwischen ihnen zuweilen die Singvögel auf den Zweigen der Tiefe erblickte. Denn die seltenern Waldvögel liebten diese frische Einöde; da wohnten die gesprenkelte Drossel, das Rothkehlchen und die gelbschnäblige Amsel mit der Nachtigall in vertraulicher Nähe beisammen; alles kam hierher, um über dem lieb-

lichen Gemurmel zu singen, und aus dem kühlenden Waldbache zu nippen; selbst der liebe Vogel der Kinder, der scheue Kuckuck, ließ einmal sein seltnes Gefieder sehen; er schwang sich aus dem hohen Dickig zur dunkeln Waldwiese herab, pickte heimlich nach dem Gewürm und erfrischte seine Schwingen in dem hier ewig perlenden Thau. Desto heller war es vorn, neben unserm Künstler, auf der zarten Wiese. Da prangte über dunkelm Gras der Schmelz von tausend Blumen; gelbfarbig floß der Sonnenschein hernieder; Schmetterlinge, summende Bienen und Käfer trieben sich spielend um all die Honigkelche herum, und freundliches Leben durchhüpfte die Au in zahllosen Pulsen.

„O sagt mir doch, rief der Begeisterte: wo grünen denn lieblichere Bäume als auf deutscher Erde! Wie viel edles Laubwerk ist an dieser kleinen Stelle versammelt, die einzig von der vaterländischen Natur geschaffen, von der Kunst nur beschützt und versteckt ward! Dort unten an den Ufern bilden saftvolle Haselnußstauden und blaue Erlenbüsche eine tiefe Nacht, in welche der melodische Bach, wie schlaftrunken über die finstern Steine hinabschreitet, indem er noch zuweilen mit seinen Silberblicken mich anblinzt. Ueber diesem Dunkel strebt zuerst die gelbliche Esche wie ein Berg empor. Ihr zur Seite wanken die blühenden Rispel der edlen Hainbuche, und des Lindenbaumes sanfte Wogen. Kolossale Rothbuchen

drohen über jenen hervor wie grüne schroffe Felsen und einzelne Trauerbirken behängen wieder diese Zacken mit hellen flüsternden Ranken. Aber mächtig überragt noch mitten eine weißliche Wolke, aus Blättern des hohen Ahorns gewebt, die vielfarbigen Gruppen — und nur jenen majestätischen Eichen an der Seite ist es verliehen das Ganze endlich zu überwältigen; ernst stehen sie da, ungeheure Greise, und greifen empor nach der Himmelshöhe. Die edle zarte Erde duldet keine ärmlichen Pflanzen; die hungrige Aspe und die unreine Saalweide werden hier wie Fremdlinge verdrängt vom schöneren Stammvolke des Landes. — O deutscher Boden, wie herrlich lohnst du deinen Künstlern, und welche köstlichen Wohnungen bietest du deinen gefiederten Sängern!"

Mit inniger Lust zeichnete er weiter. Auf einmal schrie ihm eine gellende Stimme zu: „He, was macht er hier?" Unser Freund erblickte nicht weit von sich einen Menschen im grauen Ueberrock, welcher, da auf seine seltsame Courtoisie nicht sogleich Antwort erfolgte, nochmals hitzig ausrief: „He, hört er wohl?"

„Mein Freund, sagte Schweizer mit einiger Hastigkeit: hat er vielleicht hier zu befehlen?"

Der Mensch ward vor Hitze blutroth, und sprang, ohne ein Wort zu sagen, mit aufgehobenem Stocke nach dem Künstler zu, welcher sich erhob und ihn mit ziemlicher Ruhe erwartete. Zehn Schritte von Schweizern glei-

tete er auf dem Rasen aus, griff nach einem Zweige, verfehlte diesen, und stürzte hinab in den See.

„Ich bedaure von Herzen!" rief ihm sein Gegner zu, warf den Ueberrock ab, und setzte ihm mit einem ächten Schwimmersprunge nach, langte aber fast zu spät bei dem Feind an; denn dieser hatte im Kampfe mit dem Wasser und der Angst schon alle Kraft verloren und begann eben unterzusinken, als ihn der leichte Schwimmer wieder zum Leben emporzog. Er trug den Ohnmächtigen mit nicht geringer Mühe ans Ufer und in die nahe Fischerhütte. Dort warf die gute Natur bald das wenige verschluckte Wasser aus, und nachdem er von Schweizern entkleidet, mit dessen Ueberrock umhüllt und in die Thür an den warmen Sonnenschein gesetzt worden, erholte er sich langsam, und faßte seinen Retter ins Auge.

„Mein unbekannter Freund, sagte er und drückte Schweizers Hand ans Herz: ich fürchte, Sie werden noch nachtheiliger über mich urtheilen als vorher, wenn ich Ihnen sage, daß ich der Fürst dieses Landes bin."

Erst vor wenigen Stunden war der unsern Malern noch unbekannte Fürst von einer Reise zurück- und in Sabinium angekommen. — Schweizer überblickte schnell ihre beiderseitige Lage, welche augenblicklich, und zwar mit der möglichsten Delikatesse, verändert werden mußte. Er führte nur wenige Worte zu seiner Rechtfertigung

an; sein Gegner beklagte sich desto bitterer über sich selbst, seinen Jähzorn und die böse Gewohnheit, über Jeden, der ihm nicht sogleich antworte, ärgerlich zu werden.

In wenigen Minuten hatte Schweizer für sich und den Fürsten trockne Kleider aus der Einsiedelei durch die Gebüsche herbeigeschafft, und heimlich nach dem Kammerdiener des Fürsten geschickt. Während der Toilette blieb der Fürst in tiefer Rührung über den Eifer des Malers; er sprach von Ablegung seiner Fehler, von Anstellung und Belohnung des beleidigten Mannes; ja endlich erbot er sich zu jeder Art von Genugthuung wegen jener heftigen Drohungen. Aber der Maler zwang seinen eignen Stolz in die Schranken einer männlichen Kurzsylbigkeit, und erwiederte die gegentheilige Herablassung mit keiner tieferen Demuth als das Verhältniß erlaubte, welches nach den Formen der großen Welt zwischen jeder Person von hohem Range und einem freien angesehenen Fremden bestehen muß. Um der Rührung des Fürsten mit Herzlichkeit zu begegnen, dazu fühlte Schweizer sich zu kalt, und der erste Moment ihrer Bekanntschaft hatte zu unangenehm eine seiner schönsten Gemüthsstimmungen gestört. Sobald er daher den Kammerdiener von ferne kommen sah, entschlüpfte er schnell mit dem verbindlichen Vorschlage: die schicklichste Wendung der ganzen Geschichte dem Gutdünken des Fürsten ganz allein

zu überlassen, da außer ihnen beiden zum Glück noch keine Seele etwas von dem Vorfalle wisse.

Allein nach wenigen Stunden brachte man ihm ein Billet des Fürsten, worin dieser ihn so dringend für einige Augenblicke auf sein Zimmer einlud, daß er sich entschließen mußte, den seltsamen Gang zu thun.

Der Fürst stand freundlich da, und befand sich vollkommen wohl. Seine Tochter hielt ihn umschlungen und hatte heftig geweint: „Ja, er ists!“ rief sie, flog auf Schweizern zu, drückte ihn ans Herz, und überließ sich ganz jener frohen schwärmerischen Zärtlichkeit, womit der höhere Adel unter den Menschennaturen sich zuweilen schnell findet und im Wechsel himmlischer Grüße berauscht. Dann blickte sie, die Retterhände fest an die königliche Brust gedrückt, zum Himmel auf, und die blühenden Lippen hauchten süßjammernd das edle Wort des „Danks“ hervor. Eine fallende Thränenperle schien hellglänzend den melodischen Hauch zu theilen. „Gott! rief sie, du wirst den edeln Menschen glücklich machen! — Ach, warum vermag es Franziska nicht!“ — Mit verhülltem Gesichte ging sie von ihm. Er war im Innersten gerührt, und wollte eben versuchen zu reden, als die Prinzessin schnell den Saal verließ.

Lächelnd hatte der Vater die Scene mit angesehen. Er sah jetzt der Tochter still nach, trocknete die Augen, und umarmte den Maler. „Wagen Sie es immer mit

mir! sagte er: Zum Glück sind die Fürsten gewöhnlich besser als sie scheinen. Auch ich fühle seit heute manches in diesem verderbten Herzen, was eines edeln Freundes werth ist. So lang ich athme, kann und werde ich nie vergessen, was wir beide thaten; aber Ihnen und der ganzen Welt außer meiner Tochter will ich es ewig zu verschweigen suchen, daß Sie mein Leben retteten. Nur eine einzige Frage beantworten Sie jetzt meinen Wünschen gemäß: Wollen Sie es nicht verschmähen, künftig ein Einwohner meines Landes zu seyn? — Es wäre ein wohlthätiges Ereigniß für mich!"

Schweizer fühlte jetzt eine bestimmtere Zuneigung zu diesem Fürsten, welcher, bei starken Leidenschaften, doch im Besitz einer überwiegenden Herzensgüte, eines bewegsamen Gefühls und einer gewissen offenen und geradsinnigen Biederkeit seyn mußte, wenn nämlich die allgemeinsten Regeln der Menschenkunde auf sein Betragen anwendbar bleiben sollten. Durch eine lange interessante Unterredung kamen sie einander viel näher. Uebrigens beantwortete Schweizer die vorgelegte Frage nur mit der herzlichen Versicherung, daß ihm und jedem Künstler der Aufenthalt in einem so reizenden und gesegneten Lande sehr wünschenswerth seyn müsse, er selbst aber bis jetzt noch an zu viele Verhältnisse mit seinen übrigen Gesellschaftern und Andern gebunden sey, um

das fürstliche Anerbieten zu benutzen. — Sie trennten sich, wie Freunde.

Die Erde schimmerte vom Sonnenglanze schon röthlicher unter dem dunkeln Himmelblau, die Pflanzenwelt erwachte allmählig aus der Ermattung des heißen Tages zu kühlerem Leben, und ein sanftes Wehen erfrischender Lüfte zog wieder prophetisch von Osten herauf, den schönen Abend zu verkündigen.

Alle Glieder unserer Gesellschaft bewegten sich jetzt emsig zur verabredeten Abendwanderung. Vor dem Hohenblat'schen Schlosse war der Versammlungsort, und von hier aus zogen beide Parteien, die inzwischen am Hofe noch viele Begleiter gefunden hatten, jede ihren bestimmten Weg.

Die schöne Fürstentochter fühlte ihre Brust noch zu voll von der Begebenheit des heutigen Morgens, um die frohe Stimmung der übrigen Gesellschaft zu theilen. Sobald man im Freien war, zog Franziska ihre herzensvertraute Ida hinter die Uebrigen zurück, und entdeckte ihr das ganze heutige Ereigniß. Ida gerieth über dem Erzählen in die lebhafteste Bewegung. Zuletzt sagte sie: „Ich halte meinen Lehrmeister zu allem fähig, was die Welt groß und edel nennt; aber ich läugne es nicht, diese seltsame Geschichte liefert mir auch zugleich neue Beweise

von seinem bizarren Charakterstolz, über deren Größe ich erstaune, wenn ich sie gleich nicht zu tadeln verstehe."

„So genau kennst du ihn? sagte Franziska, und fuhr erröthend fort: Sage mir, Liebe, — denn du sollst das Geheimste in meiner Seele wissen, — warum thut mir diese Umarmung so weh, — und warum wird sie mir doch so theuer, so unvergeßlich? Warum seh' ich seit jenem Moment kein anderes Bild vor mir, als den großen schönen Maler mit dem hohen Blick? — Mir ist, als hätte sein ruhiger Kuß eine süße Ruhe dieses Herzens auf meinen Lippen ausgesogen, — eine Ruhe, die ich nicht eher kannte als in jenem Augenblick, wo sie mir geraubt ward. Ida, wie soll ich dir das beschreiben, worüber erst jetzt mein ganzer Stolz sich empört! Erst jetzt fühle ich es, daß dieser Undankbare es war, der unaufgefordert unsern Kuß zuerst endigte. Wer gab ihm ein Recht über meinen Kuß? Sanft und kalt wies er mich von seinem Herzen zurück. Das dankende Mädchen war so ganz sein! — aber aus seinen Fingerspitzen starrte meiner Brust die kalte Schicklichkeit entgegen. Nur mit seinem glänzenden Auge rief er dann meine Seele wieder freundlich zu sich hinüber, — und ich, ich weinte darüber, daß ich nicht alles was mein ist und in mir athmet, ihm zum Lohne reichen konnte!"

Franziska hielt an, weil sie die unruhige und erstaunte Ida außer Fassung sah. Dann umarmte sie ihre

Freundin mit einer Art von Schmerz, und sagte: „Ich verstehe dich wohl. Du nennst mich eine Thörin. Die Oberhofmeisterin würde vielleicht gar ohnmächtig bei dieser Erzählung. Ich weiß es ja, er ist und bleibt ein reisender Maler. Mein Vater ist der Fürst. Ich bin seine Tochter. Es gibt einen Prinzen Friedrich, der, seitdem ich ihn als Kind eine Stunde sah, mein Verlobter ist, — der nächstens ankömmt, um die zitternde Braut heim zu holen —"

„Er gilt allgemein, sagte die ängstliche Ida, für einen der liebenswürdigsten Männer."

„Gut! fuhr die Prinzessin mit bitterm Lächeln fort: die Fürstenkinder sind ja bekanntlich so mächtig und groß, daß man sogar für ihre Neigungen, und hauptsächlich für die heiligste und geheimste derselben, besondere, aus geschmackvollen Männern bestehende Spruchkollegien errichtet hat, weil ein eigner Geschmack nur der Rotüre geziemt."

„O Gott, nein, sie sind arme Kinder!" seufzte die weiche Ida, und nahm ihre Freundin an die Brust.

„Stille nur, sagte Franziska küssend: du siehst also, daß ich allerlei zu bedenken weiß; daß ich meine Geschichte und Bestimmung kenne; daß ich wenigstens nicht verrückt bin. Aber sollte ich denn auch nicht einmal das Geheime, was mein fühlendes Herz rührt, deinem freundlichen Ohre vertrauen dürfen, welches schon lange mein ge-

heimster Beichtstuhl war? Will selbst die Freundschaft erschrecken und ängstlich zurückweichen, sobald eine Prinzessin gestehen muß, daß auch sie auf Augenblicke sich einer schönen befreundeten Menschheit vermählt und eigen gefühlt, ach, daß auch sie an der Stelle des Herzens ein so süßes Leben empfunden habe? Sage mir doch, was deiner Franziska fehlt, du kaltes Mädchen! Sie scheidet ja nun bald von dir; — dahin, wo vielleicht schon eine Gräfin Wallenberg ihr gegenüber harrt. O sage mir, ob es Liebe ist — hast du nie geliebt?"

Ida drückte sie an sich, und weinte. „Nein, sagte sie seufzend: ich habe bis diesen Augenblick von Liebe nichts gewußt! Aber Franziska kränkt mich, wenn sie mein Herz der Kälte beschuldigt. Ach, ich fühle etwas anders! Und, wie soll ich das ausdrücken, was ich selbst noch nicht verstehe?"

„Verzeih mir; unterbach Jene: Ich weiß, du warst vorhin nur ängstlich über meine Ruhe, über meine Zukunft; — und dann fiel es dir aufs Herz, daß dein eigenes Schicksal dem meinigen so nahe ist! Ich kenne ja die Plane deiner Aeltern!"

Die Annäherung der Landstein und anderer Damen machte dem herzlichen Gespräch ein Ende, dessen Fortsetzung nur die Prinzessin zu wünschen, Ida hingegen gern zu vermeiden schien.

Wiewohl unsere zweite Gesellschaft ebenfalls aus guten Bekannten besteht, unter welchen jetzt gerade die heitersten Gesichter und die frohesten Scherze herrschen, so scheint es doch billiger, daß wir diese ihrer Lust überlassen, und dagegen dem einsamen Steinach auf seinem Spaziergang auch eine Gesellschaft, nämlich die unserer Leser, zuführen.

Sinnig schritt er von seinem Dörfchen her den westlichen Feldhang hinab und ergötzte sich an der großen, sanftgebognen Fläche, in deren ausströmender Fruchtbarkeit und abendlichem Sonnenglanze sichs jetzt Myriaden Geschöpfe wohl seyn ließen. Ueber dem vieltönigen Geräusch der zirpenden und klappernden Heuschrecken, Käfer und anderer Insektenarten zwitscherten heitere Schwalben, und stießen in pfeilgeschwinder Kreuzung durch die Lüfte. Das ganze Gefild ertönte lieblich und schimmerte im Zitterglanze des Sommers. „Wer sollte es glauben, sagte Steinach heiter, daß im vorigen Jahre ein Hagelwetter diese ganze Flur, und mit ihr meine Hoffnungen für mehrere Jahre, verwüstete?"

Nun überschritt er ein schmales Wiesengründchen, stieg dann seinen hohen Berg langsam hinauf, und sah, wie während des Steigens eine große Welt mit ihm emporwuchs, aus den Fernen sich allmählich nachhob und ringsum majestätisch entfaltete. „Lebewohl, rief er endlich aus dem Wehen der reineren Höhenluft hinab: lebe

wohl für heute, Hallenbach mit allen deinen Sorgen! Denn für diesen Abend gehöre ich nun dem Himmel an, und der ganzen herrlichen Welt unter ihm."

Er trat schnell in ein kleines Laubwäldchen, um dem Blicke der beiden Spaziergesellschaften zu entgehen, welche jetzt auf verschiedenen Wegen sich seinem Berge näherten. Denn alle Parteien bestiegen eigentlich den nämlichen Berg; nur jede auf besonderm Wege eine verschiedene Kuppe desselben. Steinach hatte für sich die mittlere gewählt. Diese war die höchste; aber wegen ihrer buschigen Felsen hielt man sie von weitem für unzugänglich.

Lange zog noch der Wanderer durch den Hain und seine seltnen Blumendüfte still aufwärts. Mit einemmal trat er aus dem kühlen Dickig hervor, — und die heiligen Abendfernen lagen unabsehbar und brennend vor ihm da! Hier, wo ein ungeheurer schroffer Felsen kühn und herrisch in den breiten schiffreichen Hauptstrom, welcher sich reißend um ihn bog, hinaushing, und des mächtigfluthenden Nachbars spottete, der schon seit Jahrhunderten an seinen Grundsäulen vergebens spülte und grub; — wo das Auge unterwärts nur das große Wasser, schwarze Waldgruppen und gefährliche Schlünde um sich her erblickte, und desto sanftere Labung aus den entfernten milderen Landschaften sog; — hier, wo jetzt noch die Abendsonne das zarte Moos an den einladenden Felsen-

sitzen und Lagerstellen warm küßte; — wo die Winde schliefen, und selbst von Osten kein Lüftchen herzudrang als die Abendkühle, die, mit den leisen Duftwellen eines balsamischen Blumengeistes beladen, aus dem Walde zog: — hier war das geheime Lieblingsörtchen unsers Freundes! Selbst verborgen vor der Welt, konnte er sich hier einen allgemeinen Blick über die größeren Massen hin eröffnen. Es schien ihm, als müßte alles Kleinliche vor dem Schauplatz dieser Höhen schnell versinken. In seine Brust zog die Freiheit ein, wie eine Bothschaft aus heimischen Regionen. Der Felsen mit seinen wilden Rosen und üppigen Ranken war ihm ein umblühtes Ufer der Lebenslust, von dem der lechzende Geist wie ein Fremdling sich hinabtauchte in unbekannte Tiefen, in das unendliche Meer der Phantasie.

„Du große edle Heimath meines Erdenlebens! flüsterte er froh und kindlich über den Strom hinaus: Wie schön sind deine Größen in ihrer Herrlichkeit angeschaut! O Natur, wie klein ist doch der Mensch, welchen deine Kleinheiten unzufrieden und ängstlich machen können! Du leitest und sorgst ja überall, vom Weltensysteme herab bis zu diesem kleinen Baume, welcher noch liebend seine Wurzel über die Felsenschlucht zu spannen scheint, um der Haltung des Ganzen seinen Dienst zu leisten. Dem Menschen schwillt das große Herz von deiner Pracht, und sein Auge findet auch noch im Halme

die Spur deiner Größe wieder. Aber, wenn nun in deinem Reiche das weidende Lamm den Wurm zertreten, — wenn der Sturm die einzelne kleine Flur auf der einzigen kleinen Erde verheeren muß; o Mutter, wenn du mehr für die Menschheit sorgst als für die Sorgen ihres einzelnen Gliedes: wie kann dann der ungerechte Mensch dir zürnen und glauben, du hättest sein vergessen? Er, welchen dein Gott zum freiesten seiner Geschöpfe bildete; — er, der sich selbst den König deiner Werke nennt, der sich rühmt, so manchen Lauf deiner Welten zu ermessen, der dazu geschaffen ist den kühnen Blick auf deinen Zusammenhang zu richten, und selig wie ein Gottverwandter in die Himmelshöhen aufzuschauen? Nein, nimmer will ich vor deinen einzelnen Unbegreiflichkeiten erschrecken! Der Verstand staune über deine Größe, aber das Herz soll ewig deine Schönheit liebend umfassen!"

Herrlicher schien in diesen Betrachtungen die Welt vor seinem Auge aufzublühen. Vom Fuße seines Felsens aus erstreckte sich ein weites paradiesisches Thal mit dem breiten Gewässer bis hin zur tiefsten Röthe der Abendfernen, in einen Landsee, welcher den Horizont schloß, und über dessen wallender Goldfluth die scheidende Sonne hing, Welt und Seele entzündend. Bis zu jenem wunderbaren Purpurgemisch von Wasser, Laub und Himmelsgluth, schossen von beiden Seiten mannichfachgebogene Berge und Hügel auf das schöne Thal zu, und in reizen=

den Wellenlinien tief in seinen Busen herein. Jeder Hügel trug auf seiner mit Getreide und wildem Gehölz bewachsenen Stirne eine verschiedene Farbe; vom saftigsten Blumengelb und Birkengold bis zum trocknen Fichtenblau, bis zum düstern Haidebraun. Keinem aber fehlte das schöne lichte Grün, dessen wechselnde Tinten, wie in glänzenden Wogen, zum Wiesenthal und seinen bläulichen Saaten üppig herabzuschwimmen schienen; doch da unten floß alles Grün der Welt in ein einziges Meer von Fruchtbarkeit zusammen, über welchem der Gott der Farben seine glänzenden Gezelte aufgeschlagen hatte.

„Selbst der große Fluß, sagte Steinach, müßte im grünen Schimmer strahlen, wenn nicht die Abendsonne jetzt vor ihrem Untertauchen ihn zum weißen Feuer umwandelte, in welchem jede Farbe zusammenflammt und vergehen muß. Schöner Strom, du ziehst von meinem Herzen aus grüßend hinab nach der fernen Sonne! — und ach, ihr holdes Bild winkt mir liebliche Grüße aus jenen Spiegeln zu, ja sein Glanzlicht strömt in hüpfenden Schlangen wieder stromaufwärts nach der betroffenen Seele zurück! Wie liebt doch alles dieses süße Thal, wie freudig drängt sich alles hinein, und wie ehrerbietig schmiegen sich selbst die Riesenglieder der beiden unabsehbaren Bergketten überall nach dem Thalbusen hinab! O gewiß, diese Berge mit ihrer alten dunkeln Waldung, über die kaum das ferne Hochgebirge herüberblaut, —

sie lieben den Strom; sie verjüngen sich gern zu lieblichen Hügeln, und schmücken sich festlicher gegen die sanfte Höhlung des wirthlichen Thales zu mit jungen Fruchtbäumen und zartem Gebüsch!"

Eben sprang von einem der nahen Hügel eine Heerde brüllender Kühe, die Schellen freudig schüttelnd, herab nach ihrem heimathlichen Dörfchen. Das einzelne junge Birkengestrüppe, vom Abendglanze vergoldet, theilte dem durchrennenden Vieh eine so hellrothe Farbe mit, daß es einem Rudel Hirsche glich. Die lauten Stimmen der arbeitenden Schiffer, das ferne Blöcken einzelner Schaafheerden, die Abendglocken aus den Dörfern und das allgemeine Getümmel des Thals tönte wie eine sanfte Begleitung zum nahen Gesange der Waldvögel herauf. Das schwarze Moos an den alten Eichen und im Innersten der Klüfte erglühte lieblich im Abendschein. Auch die Staubwolken der heimkehrenden Heerden wirbelten geröthet empor, ähnlich dem Farbendufte, in dem die westlichen Gebirge sich badeten. Silberne Wasserstreifen blinkten überall aus dem quelligen Wiesenthale hervor, wie edles blitzendes Gestein. Aber im See wetterleuchtete es mächtiger; denn die glühende Scheibe walzte schon zur Hälfte in seiner Fluth, und sprudelte das siedende Gold aus der Tiefe herauf. Matt und friedlich funkelten dazu die goldnen Thurmknöpfe, wie angeschmolzen von jener himmlischen Gluth. Aus allen Dörfern stieg der Abend-

rauch auf dem dunkelgrünen Grunde in hellblauen Säulen hoch empor, und sank dann in sanften Biegungen, um sich bald an die Nebel der feuchten Thäler anzulegen. Das letzte Spätroth verweilte noch mitleidig auf einer hohen verfallenen Ritterburg, um an einen längst verflogenen Sommer zu erinnern, der auf ihren düstern Mauern einst inwohnte. Und — ach, jetzt war die Königin hinabgestiegen, und selbst die höheren westlichen Luftkolonnen schienen nun zu ergrünen, wie die Felder jenes reineren Himmels, unter dem Welschlands Gefilde schimmern.

„Du kommst doch morgen wieder! rief Steinach der Gesunkenen trostreich nach: O wohl dem Menschen, dem du morgen wiederkehrst, du süßes Licht, du ewige Freundin alles Lebens, dessen Lust du mit jedem Morgen verjüngst!" Es war im Augenblick so still um ihn her geworden, daß er jetzt nur noch eine einzige Stimme, aber diese deutlicher als vorher, vernahm. Aus den schwarzen Abgründen zog ein heiterer Gesang, von der Guitarre kaum hörbar begleitet, durch die Abendstille herauf. Unser Freund ward, so wie er länger auf die Töne lauschte, trüb und schwermüthig. Auf einmal wandte er sich zum Weggehen um, und seufzte laut: „Arme Kordelia!" Denn unter seinen Füßen lief eine Felsenschlucht hinab in das dunkle Babenberger Rauhthal.

Im Umdrehen sah er plötzlich zwei weibliche Gestalten, schon in der Dämmerung des Waldes schwebend, fortfliehen. Ueberrascht von ihrer Nähe rief er sie mit starker Stimme an. Allein er hörte darauf nur einen hellen Schrei im Walde und ein Rauschen durch das Dickig, konnte aber bei weiterem Nachsuchen nicht das Geringste mehr erblicken. Gedankenvoll trat er seinen Rückweg an.

„Deine Miethsleute machen wohl dem Vater großen Rumor im Hause?" sagte die Prinzessin des andern Morgens, als sie Ida'n und Kunigunden in der Nähe der Einsiedelei traf.

„O fast gar nicht! antwortete Gundchen mit Herzlichkeit: sie sind oft abwesend, sie reisen in benachbarte Städte, und zeichnen im Park. Es sind recht gute, ruhige Leute."

„Welcher ist denn der beste und ruhigste?" fragte Ida, und betrachtete sie mit heimlicher Neugierde.

Betreten antwortete die Kleine: „Hm, ich glaube, Herr Brixenfels!"

„Aber die andern beiden, — fuhr Franziska streichelnd fort: plagen die mein armes Kind?"

Sie meinte, Fink sey der lustigste; doch habe er sich niemals ungesittet betragen.

„Du bist wohl sehr glücklich, sagte die Prinzessin mit schmelzendem Ton, stockte aber sogleich, als Ida herübersah: denn, liebes Mädchen, — denn über unsere unartigen Menschen aus der Residenz würdest du dich mehr zu beklagen haben, wenn sie deine Miethlinge wären.“

Eben lenkte Schweizer flüchtig um einen Busch herum, und wollte, nachdem er sich gegen die Damen verbeugt, seinen Weg zur Einsiedelei verfolgen. Aber Franziska reichte ihm süßerschreckend die Hand entgegen. Er trat ehrerbietig herzu, um die reizende Hand auf einen Moment leise zu fassen; dann verbeugte er sich tief, wie Einer dem hohe Gnade zu Theil ward, küßte mit einem freien Anstande Ida's Hand, wie ein Freund, und schien, als das Fräulein hierüber leicht erröthete, ihr Gesicht mit einem aufmerksamen Blicke zu betrachten. Drauf deutete er der freundlichen Hauswirthin die Wiederholung seines Morgengrußes an, und blieb einen Augenblick Hand in Hand mit ihr vor den Damen stehen, während Franziska zu reden anfing und die verlegne Ida kaum athmete.

Der Maler unterstützte indessen die ziemlich sichtbare Anstrengung der Prinzessin, ein Gespräch schnell anzuknüpfen, durch einige leichte Wendungen, und so kam bald eine artistische Unterhaltung in den Gang, bei welcher alle Theile sich wohl befanden, und die durch manche

naive Zwischenfragen der anspruchlosen jungen Gärtnerin noch interessanter ward.

Ueber den Vorzug zweier Ansichten im Parke hegte Franziska eine andere Meinung als Schweizer. Um einiges dabei zu erläutern, öffnete dieser sein Portefeuille. Beim Durchsuchen der Zeichnungen fiel ein kleines Brustbild heraus und vor der Prinzessin nieder. Sie und Ida bückten sich über dasselbe, und so schnell auch Schweizers Hand darnach fuhr, so wenig konnte er verhindern, daß beide es begierig betrachteten.

„Ida, Ida, rief die Prinzessin lebhaft: das bist du! Es ist dein Bild! Geben Sie her!“ Er mußte es überliefern. Mit einem gewissen Erstaunen betrachtete sie bald ihre Freundin, bald deren Bild.

„Ja, ich glaube es selbst! sagte jetzt Ida glühend und mit wankender Stimme: Aber wie kommen Sie zu diesem Bild? Ich glaubte, Sie malten niemals Portraits? — Oder wer malte dieses Gesicht?“

„Es war ein kleiner Versuch!“ erwiederte er endlich, ein wenig verlegen, doch das Fräulein fixirend.

„Ich habe Ihnen nicht gesessen,“ sagte Ida leise, aber fest.

„Tant mieux! rief Franziska lächelnd: Und doch ists zum Sprechen ähnlich!“

„Mein Fräulein, sagte der Maler mit einer artigen Kopfneigung: verzeihen Sie der Kunst den Raub dieser

Schönheit, deren Ideal leider doch ein alleiniges Eigenthum ihrer lebendigen Gestalt blieb. Ich bin Landschaftsmaler; aber auch alle Formen reizender Köpfe spreche ich als mir zugehörig an. Wer wird mich dafür bestrafen?" Er wandte sich lächelnd zur Prinzessin. „Und selbst von dem schönsten Fürstenantlitz, dessen Glanz je über einem armen Maler aufging, ist auch nicht der kleinste Zug vor meinem diebischen Pinsel sicher, seitdem jene Sonne mir einen solchen Morgen schuf."

Franziska erröthete. „Ich sollte, sagte sie zu ihrer Freundin, seine Kunst nicht loben, weil seine Worte so glatt und schmeichlerisch sind, daß sie die Treue seiner Bilder verdächtig machen. Aber dieses Bild hier — ach, es ist doch so treu, so schön, daß ich es behalten muß! Ich will Ihnen sehr dankbar dafür seyn, lieber Schweizer."

Er legte hiergegen augenblicklich eine bescheidene aber lebhafte Protestation ein, und führte an, die Kopie sey des Originals noch völlig unwerth, sie gehöre bloß zu seinem Studium, und sey auch nur Skizze. Eine vollkommnere aber sollte Brixenfels liefern, der ein eigentlicher Portraitmaler sey.

„Nein! sagte sie: Gerade diese kleine Skizze freut mich so sehr, und ich glaube nicht, daß man das Bild meiner Ida jemals wieder in diesem wahren, seelenvollen Leben aufstellen wird.

Der Künstler wollte nicht von seinem Bilde lassen, und schlug endlich vor, ein besseres Gemälde auszuarbeiten, wo ihm aber Ida sitzen möge.

„Gar nicht! sagte diese: Wer gab Ihnen das Recht, mich so heimlich mir selbst zu stehlen? Sie haben sich nicht offen um mein Eigenthum beworben, sondern hinterlistig darin eingeschlichen, wie ein böser Sachwalter auf zweifelhaften Rechtswegen. — Nein, nun gewiß nicht mehr!"

Er bat vergebens. Franziska trug darauf an, Schweizer sollte zur Strafe auf ihrem Zimmer die Bilder beider Freundinnen für einander fertig malen; dabei solle ihm weder die Erlaubniß, eins oder das andere für sich zu kopiren, noch selbst das Recht, für seine eigne Arbeit einen Preis festzusetzen, gestattet seyn.

Dieser Vorschlag kam nach einigem Wortwechsel zur Genehmigung. Doch behielt sich der Maler vor, noch acht Tage lang Unterricht bei seinem Freunde zu nehmen, und erst dann das Werk zu beginnen.

Indem die Frauen sich entfernten, brachten ihm Brixenfels und Fink ein Einladungsbillet für die drei Künstler zur Gräfin Wallenberg, bei welcher heute der Fürst mit dem Hofe dejeunirte. Brixenfels hatte die Einladung angenommen, worüber Schweizer sein Mißfallen äußerte.

„Es ist nicht zu ändern; sagte Schweizer: aber ich bitte euch, macht, daß wir von diesem Hofe wegkommen, wo man anfängt, auf unser Wesen zu lauern, und allerlei von uns zu errathen, wovon wir selbst kein Wort wissen. Auch habe ich so eben einen Arbeitsauftrag erhalten, der mir, ohne unangenehm zu seyn, in so mancher Rücksicht gefährlich, ja verderblich werden kann —"

„Hoho, Gott erhalte dich! sagte Fink: Wie bist du auf einmal in diese sonderbare Angst gerathen? Du, der bisher der wärmste Lobredner unsers hiesigen Aufenthalts war; — der nirgends so freundliche Wirthsleute gefunden hatte; nirgends so köstliche Nahrung für Geist und Kunst und Herz; nirgends so viel schöne Köpfe auf so reizenden Nacken unter einem so zahlreichen Hofpersonale; niemals so herrliches Wetter in einer so wunderbaren Naturkunst und Kunstnatur, als eben hier! Und nun ist ja noch obendrein der Fürst und Herr dieser ganzen Habseligkeit gestern auch dazugekommen —"

„Der hat mir eben durch einen Magen voll Wasser den Appetit verdorben!" fiel Schweizer ein. Er mußte jetzt seine Freunde mit dem gestrigen Abenteuer bekannt machen. Fink gerieth außer sich. „O du Glückskind! rief er: In deinen unwürdigen Armen lag sie? Diese irdischen, harten, breiten Schultern hat ein Engel umschlungen? — Wüßt' ich nur, um welche Zeit der Fürst am See spaziert, ich stellt' ihm eine Art Garn, oder be-

legte das ganze Seeufer mit Fallschlingen und Fangseilern. Ja, das thu' ich, und ich will des Kuckucks seyn, wenn er mir entgeht oder ungerettet aus meinen Klauen kommt! Aber ich dächte, du hieltest übrigens diese Bekanntschaft warm. Berge und Thäler vereinigen sich ja durch Erdbeben; warum nicht du und meine Prinzessin durch die Kraft einer menschlichen Handlung, die nun einmal das Herz des fürstlichen Vaters zum feuerspeienden Berge gemacht hat? Gewiß, an dieser Stelle würde ich diesen Krater für meine künftigen Anlagen benutzen, so lang er noch warm wäre. Wer weiß, ob er nicht zur Paradiesesebene für dich einsänke? Und, sein hitziges Temperament abgerechnet, ist er immer ein Schwiegervater wie er seyn soll!"

„Was werden Kordelia und Luise davonn denken, antwortete Schweizer, daß du deine Bräute so leichtsinnig verschenkst, wie eben jetzt die arme verlobte Franziska, auf die außer dir auch noch obendrein ein anderer unglücklicher Prinz verzichten müßte!"

„Ich liebe diese Art Menschen nicht sehr, sagte Brixenfels, deren Leidenschaft, wie die deines Fürsten, gleichsam sich selbst tausend Kleinigkeiten aufsucht, um nur jeden Augenblick zum vollen sträflichen Ausbruche bereit zu seyn; wiewohl dergleichen Leute im Grunde gewöhnlich Unzufriedene, oder gar Unglückliche sind, über deren Charakter dieser böse Zug nur insofern entschei-

dend ist, daß man sie eines gewissen stolzen Neides über jede bessere, schönere und vortheilhaftere Lage ihres Nächsten beschuldigen muß. Sie sind nur im höchsten Glück oder Glanze lustig, und suchen auch dann noch ihre Lust im Emporragen über alle Andern. Sie zeigen sich nur gütig an der Spitze irgend einer Mehrheit. Sie lachen am liebsten zu Pferde, mit Fußgängern, aber niemals zu Fuße mit einem Reiter; und sobald ihnen auf einem Gange etwa gar ein fataler Mensch oder ein Feind zu Pferde begegnet, werden sie so erbittert, daß sie ihm thätliche Beleidigungen anzuthun wünschen, zumal wenn der Widersacher schön zu Pferde sitzt, oder scharf und hart an ihnen vorüberreitet. Sie zanken gern, sobald sie Recht haben, an Orten, wo es Aufsehen erregt; und nur insgeheim geben sie ihre ungerechten Verweise, oder die, wobei sie Widerstand vermuthen. Allgemeine Lobeserhebungen, die man über einen Andern ausspricht, finden sie gern übertrieben, und suchen ihnen gewöhnlich mit Scharfsinn irgend einen entkräftenden Witz entgegen zu stellen; — doch ist Letzteres schon ein schlimmes Zeichen. Der höchste Grad dieser menschlichen Unart aber zeigt sich bei jenen Menschen, die durch einen gewissen düstern, unnatürlichen Hang zum Unangenehmen alles Schöne entweihen; ja hierdurch, mit recht gemeinem Neid, auch Andere im Genusse des Schönen stören. Nehmt an, ihr befindet euch mit einem sol-

chen vor dem blühendsten Naturtheater, mitten in einer schönen Frühlingswelt. Ihr sucht das Schöne ruhig zu genießen, und fühlt euch in stiller Betrachtung selig entzückt; während Jener euch kaum Beifall zugrinset, in der größten Hitze unruhig umhergeht und späht, ob nicht dort sich Leute zanken, ob nicht irgendwo Schaden oder Frevel geschieht, und ob er etwa Ursache findet, dazwischen zu schreien und zu lärmen. Freundlich schimmert euch die Quelle aus ihrem Blumenufer an, wie ein holdes Auge aus dem die Seelenruhe blickt; er aber prellt mit unbarmherzigen Schlägen arme Frösche hinein, und trübt die heitere Fluth. Im heiligen Spiel der schönen Ruhe wird solchen Menschen augenblicklich angst und bange. Sie suchen nur Aerger und Unglück. Ihre Lieblingsnahrung besteht in einer innern verdrießlichen Unruhe, die sie durch unnöthiges Einmischen in alles Fremde, — durch Aufsuchung der Unruhe, Thränen und Bosheit Anderer, — ängstlich zu vermehren und zu konzentriren streben. Gänzlicher Mangel an Beunruhigung beunruhigt sie sogleich tödtlich. Alles das hättest du bei jener Gelegenheit dem Fürsten zu Gemüthe führen sollen. Uebrigens sehe ich in der erzählten Begebenheit noch nichts, was uns so schnell aus unserm reizenden Tempel vertreiben müßte. Laß es doch zu, daß die Götter dieses Landes dich insgeheim anbeten, und gehe lieber, statt Sabinium zu fliehen, bald jenen Weg, den Fink vorhin

dich führen wollte. Ja, höre jetzt ein Wort im Ernst an, mein Freund! Siehst du nicht, daß die schöne Ida dir hold ist?"

„Dir wenigstens mehr als mir! erwiederte Schweizer verdrießlich: Wenn sie nämlich Jemanden hold zu seyn vermag."

„Eifersüchtiger! rief Brixenfels lachend: du verräthst durch diese seltsame Besorgniß nur deine eigne Neigung zu ihr. Sie liebt mich öffentlich, um insgeheim von meinem Busenfreunde zu träumen. Warum zieht sie mich denn nicht zu den berühmten malerischen Vorlesungen und Lehrstunden, die ihr zu auflauernden Zwischenträgern eurer verstockten Zärtlichkeit gemacht habt? He, bist du etwa nach ihrer Meinung ein gelehrterer Maler als ich? Nein, du entkommst uns dießmal nicht. Dein Onkel bat mich sehr dringend, nach den Töchtern des Landes für dich auszuschauen. Sage mir, wie steht es seit etlichen Wochen mit deiner Grille?"

„Was nennst du meine Grille? sagte Schweizer mit einiger Verwirrung: Das Glück der Liebe außer den Sphären meines Standes zu suchen? O, erinnere dich doch aller unserer gemachten Bekanntschaften von meinem Stande! Was fanden wir?"

„Wir fanden manches Gute, antwortete Jener, aber deine Grille, mein Freund —"

Schweizer stand gedankenvoll da. Plötzlich fuhr er heraus: „Wohlan, es sey eine Grille, ich lege sie ab!" Seine Freunde umarmten ihn, und Fink rief: „Glück auf, schöne Ida!"

„Aber, fuhr er fort und sah feierlich zum Himmel, Geist meiner verlornen Sophie, höre meinen Schwur: Keine werde je mein Weib, die nicht den armen Maler Schweizer liebt!"

„Dieß neue Vorurtheil hat einigen Schein; sagte Brixenfels, doch wozu der Schwur? Wahrlich, Bruder, er thut mir leid. Du setzest das Glück deines Lebens aufs Spiel; zumal wenn die Liebe sich deines Herzens bemächtigt hat. Gewiß die Leidenschaft würde dich in einem leichtmöglichen Falle ganz elend machen, und dein seltsamer Schwur, den du nimmer brichst, wäre Schuld daran!"

„Fürchte nichts für meine Ruhe! versetzte Schweizer: Ich will nicht sagen, ich sey ein Mann; aber ich habe Kraft in mir, vieles zu ertragen. Doch es ist wahr, ihr Bild wohnt schon fest und tief in meiner Brust, und mein Herz und Sinn gehören ihr ganz so an, daß ich auch ihrem herrlichen Vater und selbst der stolzen aber trefflichen Mutter mich innigst verwandt fühle. Und dieß alles ohne die geringste Hoffnung, daß Ida meine Probe bestehen werde! Denn sagt, ist nicht diese Ida der Sprößling einer uralten, reichen, reichsfreiadlichen Familie? Wie ist es möglich, daß ihr Mund dem armen reisenden Maler sage: ich liebe dich! Und liebt sie mich denn? Sey aufrichtig, Brixenfels, und gestehe, daß du allein der beständige Empfänger ihrer

schönsten herzlichsten Worte bist! Einzig du weißt ihre liebsten Wünsche, und hast ihr ganzes Vertrauen. Das macht, weil sie, mit der übrigen Welt, schon längst den verkappten Herrn Von und Zu in dir ahndet! O guter Wilhelm, glaube mir, sie sind alle von demselben Gelichter!"

„Schäme dich dieses entweihenden Gedankens! sagte Brixenfels: Wie kam denn der antiaristokratische Teufel dazu, daß er gerade in die unschicklichste Wohnung fuhr, in einen Reichsgrafen, der noch dazu standesmäßig verliebt ist bis in den Tod!"

„O alter Erdmann! rief Fink dem Kommenden zu: Bleibt ewig bei euerm Leisten, wie der große Linné auch that! Die Welt ist gut; aber der Mensch in ihr, (Linné'n bei Seite gesetzt,) denkt und thut gern alles, und alles gern; nur nicht, was er soll. Die Aristokraten wollen in die Demokratie avanciren, und ich selbst wäre Narrens genug die Prinzessin zu heirathen. Der Mensch klügelt und spielt an seiner Bestimmung; er hält sie für ein Spielwort, aus dem er auch noch ein Wortspiel hervorwitzelt, so wie es eben sein Herz begehrt, und wie die gute nachsichtige Welt es expreß lobt. Gebt eurer schönen Tochter einen Lehrmeister, unvermerkt wird er euch zum Mehrleister; gut! Fahrt nur nicht so auf! Denn endlich müßt ihr doch den Pfarrer holen lassen. Ihr thut es auch, und der Pfarrer kommt;

aber der möchte schon wieder lieber pokuliren als kopuliren! Und so hängt die Welt durch ihre Güte und Freundlichkeit sich selbst einen Spitznamen an. Sie verschwendet Besoldung und Atzungskosten an ganze Kohorten von Spielnarren; dafür schilt man die Beste ein Narrenspiel, und — spielt lachend weiter!"

Im Hohenblat'schen Schlosse ging indessen einiges vor, was für unsere Geschichte wichtig werden dürfte, weßhalb wir es vor allen Dingen nachholen.

Steinach kam früh dort an, und ließ Emilien um eine geheime Unterredung bitten, weil er ihr interessante Nachrichten von entfernten Verwandten mitzutheilen hatte. Lenz, der Kammerdiener des Generals, brachte schnell die Antwort zurück, Fräulein Luise sey gerade mit Emilien in einer sehr nothwendigen Arbeit begriffen, und lasse den Vetter bitten, da ihr Vater noch schlafe, im Gartensaale so lange zu verziehen, bis sie ihre Freundin missen könne, deren Geheimnisse sie dann nicht stören werde; bis dahin habe Lenz Befehl, den Herrn von Steinach zu unterhalten.

„Sie müssen wohl einmal sehr hitzig mit meinem Fräulein zusammengekommen seyn! sagte Lenz, denn ihre Augen funkelten recht, als sie mir die Antwort gab; und Fräulein Emilie, die nichts weiter thut als daß

sie ihr vorliest, mochte reden was sie wollte; es blieb dabei.“

Luisens auffallende Behandlungsart machte selten einen merklichen Eindruck auf Steinachen, weil beide einander von ihrer Kindheit an kannten. „Du sollst also wissen, sagte er jetzt, daß ich, dem Befehl deiner Gebieterin gemäß, von dir unterhalten seyn will; und zwar von dir selbst, als Materie für die ich gerade Stimmung und Zeit habe. Nicht, daß mir etwa deine Lebensweise unbekannt wäre! Denn diese besteht fast einzig darin, daß du die Gegenwart nach Möglichkeit hinters Licht führst, um dich dann über die Vergangenheit zu mockiren, und bei der Zukunft durch allerlei Possen und Klatschgeschichten zu insinuiren. Aber ich will dich bei dieser Gelegenheit untersuchen, alter Sünder! Du bist schon so lange mein Freund, und bist Kammerdiener, und ewig Kammerdiener! Woran liegt es denn, daß der General dich, bei deinen Capacitäten, nicht wenigstens zu seinem ersten Einnehmer macht?“

„Sie sagen, mein Durst litt es nicht, erwiederte Lenz: den Durst soll ich mir erst abgewöhnen. Aber mein Durst ist ein Erbstück. O, für den Erbdurst ist noch kein Löschmittel erfunden! Ein solches Uebel läßt sich nur stillen, aber nie vom Grund aus heben, wie zum Exempel eine einzelne Flasche. Denn, um den ausgetrockneten See des ererbten Lebens wieder fisch- und

schiffbar zu machen, muß ich Zeit und Gesundheit zusetzen, und ihn gläserweise voll tragen. Darüber kann ich zum alten Manne werden; und wollen sie mich nicht eher weiter befördern, so muß ich eben als Kammerdiener hinab in die Grube fahren! Nun frage ich: hat jemand, seitdem ich an den Mängeln meiner Voraltern fülle, mich aus Trunkenheit einen dummen Streich machen sehen? Antwort: keine Seele! Auch sagt man, ich könnte, statt mich zur alten Jungfer zu bilden, etwa gefälligst heirathen und unschwer ordentlich werden; aber, warum gibt mir Seine Excellenz nichts zum Erstern, nämlich gute Grundsätze zum Letztern, die mir eine in mancher Rücksicht arme Frau nicht selbst anprägen kann? Denn ein armer Teufel, qua armer Teufel, vermag niemals ordentlich zu leben. Um ordentlich zu seyn, werde der Mensch vor allen Dingen reich und groß gemacht; dann wird man Wunder sehen! Ich weiß was ich sage. Habe ich nicht studirt? — und w i e? — Augenblicklich unterwerfe ich mich dem strengsten Examen! O mein Herr, hören Sie nur Einiges aus meiner traurigen Geschichte!"

„Das habe ich längst gewünscht!" sagte Steinach, und Lenz fuhr mit heiterer Langsamkeit fort: „Anfänglich studirte ich zwar nur Theologie; dann sattelte ich aber um, und wählte Philosophie. Da kam ich ins wahre rechte Fach! Die ersten Schritte unsers Kants habe ich mit scharfem Blicke beobachtet, und noch in die-

ser Stunde liegen die neuesten Streitschriften seiner Nachfolger auf meinem Tische. Aber als Vehikel nahm ich mir die Cameralwissenschaften vor, und legte mich insbesondere auf Oekonomie, die mich bald sehr anzog, — ach, zu meinem Unglück! Ich machte nämlich, um etwas Ganzes und Neues über die Lehre von Weinproben und gebrannten Wassern zu liefern, einige Privatversuche. Leider gelangen diese. Ich vergaß vor Freuden sie gemeinnützig zu machen, blieb einzig bei meinen Proben stehen, setzte mich endlich dazu, und fiel zuweilen vor Entzücken um. Guten Theorien folgt die Praxis auf dem Fuße nach. Indessen muß ich es meinem Verstande nachrühmen, daß er noch zu rechter Zeit über die Sinne Herr ward. Bei meiner Zurückkunft von der Akademie hatte ich mir das Probiren beinahe gänzlich abgewöhnt, und war übrigens ein brauchbarer Mensch. Ich meldete mich zu allerlei zweckdienlichen Stellen; aber, da war mein Ruf schon vor mir hergegangen, auf welchen man sich leider nun schon bei jedem Rufe, worum ich anzurufen Beruf fühlte, mit Achselzucken berief. Meine Verwandten waren ausgestorben. Ich stand ganz allein da. Daher faßte ich den verzweifelten Entschluß, meine übrige Habe zu Geld zu machen, und mit meiner jugendlich schönen Gestalt aufs Theater zu gehen. Ich mischte mich, lum meine Kräfte im Kleinen zu versuchen, unter eine wandernde Gesellschaft, wurde mit Frohlocken auf-

genommen und sogleich angestellt. Wir führten den verlornen Sohn auf, worin ich, als das allegorische Hauptschwein, welches bei Tische vorlegte, mit Beifall debütirte. Als meine Rolle zu Ende, und ich ablief, wünschten mir alle Kameraden zu meiner theatralischen Laufbahn Glück und umarmten mich. O glückseliges Volk, du wurdest so treuherzig beklatscht, als kaum irgend eine menschliche Truppe!"

„Schnell rang ich mich nun in die Menschheit empor, ja ich ward sehr bald in allen Stücken der Protagonist, und machte der Gesellschaft Ehre. Bald stellte ich als ein edler homerischer Held meinem Nebenhelden ein Bein, oder erlegte ihn mit einem tüchtigen Prügel; bald klagte ich in einem verdorbenen Diskant als brüllender Achill um meinen zarten Patroklus; bald stach ich als Hamlet den Polonius angeblich hinter der linken Tapetenwand todt, und der alte Schelm fiel mir aus den Kulissen rechter Hand im Rücken listig hervor. O, wir wußten, daß wir Spaß machten! Wir wußten uns zu freuen, wenn ihn das Publikum für Ernst nahm; und gewiß, wenn jemals das Genie sich auf Breter herniederschwang, so geschah es über unsern leeren Bierfässern! Ließ man uns in die Säle der Großen, dann wählten wir gute Wiener Stücke, deren Spaß im Ernste gemeint war; so oft wir aber unterm Himmel auf den Fässern das Volk erbauen mußten, war uns alles recht:

Hamlet, Emilia Galotti, Don Karlos, Egmont! Für das Publikum ist es auch im Grunde eben so belustigend anzuschauen, wenn sich etliche Esel um eine gemalte Distel schlagen, als wenn die Hasen den Untergang des unglücklichen Löwen in pleno beschließen. Nie hat wohl eine Truppe ihr Publikum besser gekannt als wir! Immer trafen wir das rechte Stück, das unsere Welt liebte. Die Welt gab uns zu leben, daher wußten wir auch zu leben, und lebten nur für ihre Lust. O, warum mußten denn Bosheit und Neid jenes schöne heitere Leben so schnell zertrümmern! Hören Sie, und bedauern Sie mich! Da ich, als der Einzige, der ächte Musenmilch auf einer hohen Schule gekostet hatte, sehr bald unserer Gesellschaft unentbehrlich, ja im Grunde ihr Oberhaupt geworden war, so beschloß der neidische Regisseur meinen Sturz, um den seinigen zu vermeiden, an dem ich Unschuldiger doch nicht gearbeitet hatte, als in so fern ich mir bei der Auswahl unserer drastischen Darstellungen von seinem schwarzen Genie niemals etwas wollte weiß machen lassen. Seine erste Rache fühlte ich in einem kleinen Stück, worin ich als Dieb zu Boden geschlagen ward. Man hatte mir ausdrücklich versprochen, daß ich mit einem einzigen falschen Streich solle gefällt werden. Aber ich bekam unbarmherzige Prügel, und hinterher noch obendrein Vorwürfe vom Regisseur darüber, daß ich zu bald gestürzt sey. Des andern Abends gaben

wir Schillers Räuber vor einem Reichsbaron. Es war ein Festtag, an dem der Pöbel betrunken war. Ich, — natürlicher Weise als Karl Moor, — stolzirte wie ein Gott! Als ich die schlafenden Räuber mit einem Schusse wecken will, versagen mir zwei Pistolen, weil der Regisseur Thee über die Schlösser gegossen hatte. Ich mache meinen Versuch mehrmals, — das Parterre geräth in Bewegung, — ich in Angst; eben fass' ich mich zum Extemporiren, — da fällts einem Esel unter den schlafenden Räubern, der mein Freund war, zur unrechten Zeit ein, mich zu retten; — er fährt auf, und schreit wie besessen: Horch, ein Schuß! — Ein schallendes Gelächter ertönte; der Baron schimpfte öffentlich, und als Amalie, unsere schönste Aktrice, in Trauerkleidern zu seiner Beruhigung aufs Theater sprang, rief er, freundlich ihr nach dem Garten winkend, laut herüber: „Ich bediene mich meiner Freiheit" und lief fort. Dieses zur unglücklichen Stunde ausgesprochene Wort „Freiheit," welches von jeher das Stich- und Schlagwort des aufrührerischen Pöbels war, machte ihn auch jetzt schlagfertig. Man stürmte das Theater, schrie, schalt und warf nach uns. Denn ach, die Welt will lieber alles, als — nicht getäuscht werden!"

„Wir mußten dem Unglücke weichen, als dessen Urheber der Regisseur jetzt mich allein laut angab. Sie wissen ja, wenn die jubelnden Gassenbuben ein Häufchen Hunde

in einem engen Paß aufgebracht haben, und die Knurrenden im Sturme vor sich hertreiben, wie diese Thiere ihren Stolz gekränkt fühlen, und zuweilen alle von fremder Hand über sie gebrachte Schmach plötzlich an sich selbst unter einander zu rächen suchen! Es bedarf nur, daß auf einem solchen Jammermarsch irgend ein Kamerad an den andern zu stark anstreiche, ihn stoße, zu laut werde, wider den andern falle oder geworfen werde, gleich fahren sie wüthend über einander selbst her. So auch hier. Jedermann von uns schlug nach allen Uebrigen. Zuletzt schlugen Alle auf mich. Karl Moor ward für todt nach Hause gebracht. Des andern Morgens, als die Justiz sich in unsern Streit mischen wollte, war die ganze Gesellschaft schon fort. Mich, mit meinen Effekten und Wunden, hatten sie zurückgelassen. Nach meiner Genesung wanderte ich, da es noch ziemlich gut mit meiner Kasse stand, nach einer Residenz; und da ich viele Gelehrsamkeit und ein ganz hübsches Talent vorzeigen konnte, so machte der Direktor einer ansehnlichen Gesellschaft einen Kontrakt mit mir. Vor allen Dingen mußte ich nun singen lernen, da die Gesellschaft meistens Operetten gab. Es ging gut; nur konnte ich mich nicht an das verdammte Ritornell gewöhnen; immer fluchte ich und stampfte unwillkührlich mit dem Fuße, so oft es eintrat, wenn ich gerade im Begriffe war recht heftig brav

zu thun. O das Ritornell hat mich um meinen ganzen Ruhm gebracht!"

„Doch ich werde nun sehr kurz seyn. Vom Theater kam ich unmittelbar in den Schuldthurm, aber blos durch die Schuld meiner Gläubiger. Nämlich, mein gesammtes Mobiliarvermögen war unter der Hand bei einigen Leihanstalten unbeweglich gemacht worden, und meine liegenden Grundstücke hatte ich selbst gemeinschaftlich mit meinen Gläubigern schon längst so mobil zu machen gewußt, daß ich nun die Welt nicht länger bewegen konnte, meine eigne Person mobil zu lassen. Zum Glück aber waren meine Zeitgenossen nicht so ruchlos, daß sie mich, wie die Athenienser den Sieger bei Marathon, auf der Pritsche verschmachten ließen. Seine Excellenz, mein Herr General, fand mich, zerriß das Gewebe der Bosheit, welches mich umstrickte, mit goldner Hand, und machte mich zu seinem Kammerdiener. Uebrigens kann man in neuern Zeiten weder sagen, daß mein Durst sich wieder bei mir eingefunden, noch daß ich mich gänzlich mit ihm abgefunden habe. Ich lebe aber ziemlich übern Fuß gespannt und nach dem wahren Hoftone mit ihm; ins Angesicht schmeichle ich ihm zuweilen, und insgeheim, glauben Sie mir, bin ich ihm von Herzen gram. Das ist das Wahre von dieser Sache, mein Herr. Glauben Sie der Welt nicht, wenn sie mich für einen vertrockneten Badschwamm hält, — für ein

reduzirtes, vazirendes, versoffenes Subjekt! Ein solches Abjekt kann nimmer aus einem Menschen werden, den der Geist der Philosophie irgend einmal belebt hat. In seinem Magen kann wohl allmählig der Weinstein der Zeit anschießen, wie in der lieben Natur das Eis des Winters; aber sein Geist und Herz wintern nimmermehr zu; und so lang ich lebe, werde ich bei allen Leuten von Extraktion wohl gelitten seyn; und bis zu seinem Grabe soll man im alten Lenz einen ewig jungen Frühling schauen!"

Steinach versprach Lenzen, dem General seinetwegen Versorgungsvorschläge zu thun, und bat ihn, das Trinken vor allen Dingen ganz zu unterlassen; und dieß werde nicht zu schwer seyn, da er wirklich einen Geist besitze, der noch im Stande sey, dem Körper zu gebieten. „Das größte Unglück, sagte er, ist eben, daß gewöhnlich die Menschen in ihren kleinen Räuschchen jenen Leuten von Extraktion, selbst wenn sie diesen untergeordnet sind, in einem gewissen geistreichen Glanz erscheinen, dessen bleiches, mir von jeher fürchterliches, Zwielicht das Unsittliche und Verderbliche dieser Art von Unordnung völlig überblendet. So habe ich oft die abgeschmacktesten Pfennigspäße mit Louisd'oren belohnen sehen; und ach, zum größten Schaden und Verderben deiner und deinesgleichen! Verzeih mir diese Bemerkung; ich habe übrigens gar nichts gegen den Frühling deines

Geistes und Herzens; aber ich möchte seine gerühmte ewige Jugend vor dem Einfall eines starken Winters bewahren."

„Reden wir von etwas anderm! sagte Lenz: Wir dürfen auch nicht ungerecht gegen mich seyn. Wenn ich zuweilen meine Person den Freiern unsers Fräuleins gegenüber betrachte, so fühle ich mich plötzlich würdig, ihr Heirathsanträge zu machen. Sehen Sie doch unsere dermaligen zwei Freier an! Herr von Warnek, — ein veralteter Kandidat des Kriegs, der mit dem Krankenhauche seines Leibes und Geistes die Lüfte dieses allzuduldsamen Hofes verpestet, — was denkt und thut er wohl Gutes, außer daß er täglich etwa vier Stunden an sich waschen, bügeln und frisiren läßt, um recht festlich geschmückt da zu stehen, wann unser Fräulein ihn ins Angesicht verlacht! Haben Sie in seinen Reden jemals Gehalt entdeckt? In seinen Meinungen Art oder Unart? Spuren von That in seinen Unternehmungen? — Seine Urtheile erregen nur Bedauern, wie längstverspätete Vorurtheile, und sein Antlitz sieht aus, wie eine Winterbirne, die schon im September Fallflecken hat. Und dann der Baron von Krüniz, der nun schon seit vier Wochen unser Gast ist, und noch immer nicht das Herz hat, seinen Antrag zu machen? Wie kann ein reicher Gutsbesitzer bei der Werbung um ein junges schönes Weib, die ihm zwanzigtausend Thaler Revenüen zubringt, so abscheulich

vorsichtig seyn, daß er vier Wochen lang alle Avancen ihres Vaters behutsam umgeht, ohne sich zu erklären, oder wieder abzureisen? Gibt es einen vorsichtigern Einfaltspinsel auf deutscher Erde, als diesen?"

„Es ist wahr, versetzte Steinach: das Betragen dieses Mannes ist unbegreiflich. Er weiß, daß es der höchste Wunsch des Vaters ist, die theure einzige Tochter verehlicht zu sehen, und kennt ihre Schönheit und jenen ungeheuern Reichthum, auf welchen auch er so großen Werth zu legen scheint. Er genießt das volle Zutrauen des Alten. Luise selbst behandelt ihn schonender und wohlwollender als irgend einen ihrer bisherigen Liebhaber. Und doch schweigt er! — Aber wer weiß, welche besondere Absicht oder Leidenschaft sich hinter der Maske dieser seltsamen Vorsicht, Einfalt oder Furchtsamkeit verbirgt? Vielleicht ist er ein edler Mann, der wahrhaft verständig noch mit sich zu Rathe geht, oder auf eine kluge Resignation hinarbeitet? Oder er hat, da ihm ihre ungemessene Freiheit in Ansehung der Wahl eines Gatten bekannt ist, ihre Neigung schon längst insgeheim geprüft, und sinnt jetzt aus Stolz auf die Abwendung einer abschlägigen Antwort, oder gar auf empfindliche Rache für sich und alle seine Vorgänger? Ich gestehe dir aber, daß ich dieses Letztere nicht dulden würde; denn Luise hat ein edles, reines Herz, welches übrigens keinem schönen Gefühle verschlossen ist."

„Gewiß, sagte Lenz: Sie thun Herrn von Krünitz zu viel Ehre an. Er ist nichts weiter als ein Narr, ein ungelenker, verstockter Krautjunker, der nie werth seyn wird, in dieser reizenden Pfründe zu abbatisiren. Aber, im Vertrauen gesagt, wir werden die Wahrheit bald erfahren. Als der junge Graf neuerlich unerhört von hinnen geschieden war, sah ich den General bis zu Thränen gerührt, und selbst das Fräulein weinte über ihren Eigensinn, oder, wie sie sich ausdrückte, über die Halsstarrigkeit ihres Herzens gegen des Vaters Wünsche. Sie bat ihn, frei über ihr Herz zu befehlen, und als er dieß verweigerte, nahm sie wieder einen scherzenden Ton an, und versprach, an seinem nächsten Geburtstage, der nicht weit entfernt ist, ihm ihre Wahl bekannt zu machen. So schläfert sie immer den Alten wieder ein, und hat die Welt zum Narren.“

Eben klingelte der General nach Lenzen, und jetzt erschien endlich Emilie. — „Ich weiß nicht, sagte sie, ob die Anwesenheit des Herrn von Krünitz, oder andere unbekannte Umstände Luisen seit einiger Zeit in eine besonders übellaunige Stimmung versetzt haben, die ihr sonst fremd war. Aber ich fühle es mit einer Art von Wehmuth, daß selbst wir beide, ihre Jugendfreunde, von dieser Laune nicht mehr verschont werden, wovon auch Sie so eben neue Beweise erlebt haben. Jede Kleinigkeit macht tiefen Eindruck auf ihr Herz: und so fühlt sie sich wirk-

lich heute noch durch das, was Sie ihr gestern über ihre Freier sagten, bitter gekränkt."

„Das ist recht, meinte Steinach; denn da sie die Männertyrannei verabscheut, so zeige man ihr nur mit edelm Ernste wahre männliche Ueberlegenheit, damit ihre wilde Furcht sich in Achtung verwandle. Erst dann vermag sie Zutrauen zu fassen; und wann nun der Mann ihrer Seele, der ihr noch nicht erschienen ist, herzutritt, so wird die Liebe ihr Herz den Gang aller zärtlichen Herzen führen."

Sie unterredeten sich jetzt von Steinachs mitgebrachten Neuigkeiten. Dann trug ihm Emilie die sonderbare Bitte vor, daß er auf einige Zeit, und bis sie ihn seines Dienstes wieder entlassen werde, die Scherzrolle eines Liebhabers bei ihr spielen möge, und zwar ohne jemals nach der Veranlassung zu dieser Bitte zu fragen.

„Sogleich will ich es! versetzte er mit einem Kusse: Warum nennen Sie das Scherzrolle?"

„Ernsthaft, guter Steinach!" sagte das sanfte Mädchen, und sah ihn gutmüthig an. Sie waren von jeher so innig vertraute Freunde gewesen, als dieß bei Personen verschiedenen Geschlechts möglich ist.

„Wirklich? schrie er lachend: Nun, es sey was es wolle, — topp, Emilie! ich frage nach nichts; ich scherze mich hinauf bis zum Bräutigam; aber Eins sage ich vorher: ich heirathe nicht!"

„Das wäre zu viel verlangt! erwiederte sie heiter: Auch darf schlechterdings keine dritte Person etwas mehr als ungewisse, leise Muthmaßungen darüber erhalten, daß ein Verständniß zwischen uns bestehe, — um des Himmels willen keine Beweise durch Worte oder Handlung! Sie sehen, wie viel ich Ihrer Feinheit anvertraue, mein Freund. Selbst bei Ihnen kann ich übrigens diese unerhörte Zumuthung vor der Hand durch nichts rechtfertigen als durch die Erklärung: daß mein Zweck durchaus rein, ernst und schön ist. Aber gut daß Sie vom Heirathen sprechen. Sie haben ein Examen auszuhalten, Steinach! Warum wollen Sie weder heirathen noch Bedienung annehmen?" Sie sah ihm fest ins Gesicht.

„Schöne Freundin, sagte er: Sie könnten mich beider Antworten überheben, da Sie meine Lage genauer kennen als die übrige Welt. Ich bin ein vereinzelter Mann, der nur durch seine eignen Kräfte fortbesteht. Wer sein Aeußeres und seine Umgebungen verbessern will, der fange zuerst einzig bei seinem innern Menschen an. Nur dann hat er Muth und Glück zu jenem Geschäfte; — wie auch ich fühle, seit dem ich mir selbst vertrauen darf. Erst muß der Mensch etwas seyn, ehe er die offenen Schranken des Wirkens zu betreten wagt. Und habe ich denn noch so wenig gethan, Emilie?"

„Sie verstehen mich falsch, sagte sie: Mit inniger Ueberzeugung habe ich Sie schon oft als ein edles Muster für junge Männer anerkannt. Aber —"

„Ich verstehe Sie sehr wohl; unterbrach er: Aber hören Sie mich. Als ich von meinen Reisen mit dem Prinzen zurückkam, und den zerrütteten väterlichen Heerd überblickte, fand ich, daß mein Vermögen in weniger als nichts bestehe; aber ich sah auch zugleich die Möglichkeit vor mir, durch Sparsamkeit, Fleiß und kluge Einrichtungen das Andenken meines unglücklichen Vaters dem Tadel zu entreißen, die Gläubiger zu befriedigen, und auch meinen verarmten Bauern ein stärkendes Beispiel vor die Augen zu stellen. Gewiß, es gab damals kein dringenderes und würdigeres Geschäft für mich, als dieß. Wie weit es mir geglückt ist, und mit welchen reizenden Hoffnungen ich jetzt sogar dem freien Besitze meines selbstgeretteten väterlichen Erbes entgegen sehen darf, das alles wissen Sie. Habe ich denn nicht dadurch dem Staate genützt, daß ich mir und vielen Andern zum Recht und Eigenthume wieder verhalf, und mich zu einem Menschen ausbildete, der nun bald, vor eignen Sorgen gesichert, seine freien Kräfte der Mitverwaltung des Staats weihen, und dann auch auf das Familienglück Ansprüche machen darf und wird? Freilich ist es wahr, meine Liebe, — und dieß Gefühl macht Sie eben besorgt für Ihren Freund, — daß die Jugend schnell

entflieht, daß ich die meinige in großer Anstrengung und Dürftigkeit verlebe, und daß ein Amt, ein Weib, mich vielleicht schneller in die Lage versetzen würden, nach der ich strebe. Allein mein Stolz verschmäht diese fremden Hülfen. Mein Gewissen sagt mir: Hebe dich durch eigne Kraft, und du wirst ein Mann seyn! Wer die Schätze, die ihm Schicksal, Geburt und Naturell im Innern seines Kreises angewiesen, unbenutzt verderben läßt, und die bequemen Hände nur nach dem vorüberfliegenden Glück des äußern Zufalls ausstreckt, der ist ein Sünder. Denn, nachdem er eine Nahrungsquelle, die von der Natur für ihn ausschließlich geöffnet ward, auf ewig sich und Andern verstopft und verderbt hat, greift er wie ein Dieb nach dem Gut, was seinem Nächsten bestimmt war, und dessen Verlust vielleicht diesen zu Grunde richtet!"

„Stenger Mann! sagte Emilie: Wer möchte Sie nicht für die Rechtlichkeit Ihres Gefühls lieben, da Sie selbst der Welt und ihren Bürgern so warm zugethan sind? Aber, wenn ich auch Ihren Grundsätzen nicht zu widersprechen vermag, so kann ich doch eben so wenig über die Härte Ihres Schicksals ruhig seyn."

„Ich bin nicht unglücklich, meine gute Emilie!" sagte Steinach, und drückte ihre Hand an die Lippen.

„O, das ist prächtig, rief die eintretende Luise, daß

der Vetter nun auch noch zärtlich wird! Was man doch alles von einem Vetter erleben kann!"

„Laß ihn nur; sagte Emilie mit sanfter Stimme: er ist so gut! er ist besser als wir beide sind."

„Aber besonders heute, fiel Steinach ein, will ich mich als eine wahre Sehenswürdigkeit an Güte zeigen. Cousine, habe ich Sie gestern beleidigt?"

„Ich dächte, wir schwiegen davon, Herr von Steinach!" war Luisens Antwort, indem sie sich zum Fortgehen anschickte, und Emiliens Arm nahm.

„Der Scherz über die Freier entfuhr mir in einer Art von Zerstreuung, sagte er, und ließ sich lächelnd vor ihr auf ein Knie nieder: Sie haben mich empfindlich genug dafür bestraft. Strafen Sie mich ferner, aber zürnen Sie nicht mehr, liebe Luise, wenn ich Ihnen jetzt erkläre, daß mir ihr Zorn weh thut, ja im Grunde gewissermaßen unerträglich ist."

„Sieh doch, lächelte Luise, sieh doch Emilie, wie artig er seyn kann! Wollen wir ihm verzeihen? — Ei, wie schnell du mir dein schwachherziges Ja zunickst! Wird er nicht noch boshafter werden; seine Bosheit wiederholen? Nun, August, ich will es noch einmal wagen, Ihnen zu verzeihen!" Sie hob ihn freundlich empor, und stand in Gedanken da, als er sie brüderlich in die Arme schloß. Aber ihr Auge flammte auf einmal von ungewöhnlichem Zorn, wie sie sich von der Kraft des kühnen

Mannes umfaßt fühlte. In wilder Bewegung preßte sie den Tiefküssenden von ihren Lippen zurück. „Steinach! lispelte sie, außer sich vor Entsetzen: Sie wagen es? — Ein Mensch außer meinem Vater untersteht sich — Sie gehen den Augenblick, und kommen niemals wieder vor meine Augen — und —" Schaam und Unwille schlossen ihren Mund, und drohten in Thränen hervorzubrechen. Sie ging höchst beleidigt von ihm. Emilie hob warnend den Finger gegen Steinachen auf.

„Ich war der erste Mann außer dem Vater? sagte er verwirrt. Wohl mir, du schöne, süße Gestalt! Jetzt sehne ich mich wahrhaft nach fernern Strafbefehlen, von diesen leidenschaftlichen Lippen ausgesprochen! Wohlan, Luise, sperren Sie mich in ein Kloster! Mein Verbrechen reut mich nicht. Brecht den Stab über das sündige Glückskind! Werft mich in ein finsteres Gefängniß. Hallo! Heran mit Euern Strafen! Auf mit Euern Kerkerthoren!"

Sie war dießmal bis zum äußersten Grad entrüstet, und stand noch am Fenster, ohne ihn anzusehen.

„Es wäre Heuchelei, fuhr er fort, wenn ich Besserung versprechen wollte. O du, meine sanfte Emilie, sage mir, was ist wohl in dieser verderbten Welt süßer und unschuldiger als ein solcher Kuß? Komm, du mädchenhaftes Wesen! Du sinnst nicht auf Rache, wie jene

zürnende Göttin!" Er umschlang und küßte Emilien recht herzlich.

„Ich frage, ob Sie gehen wollen, Steinach!" sagte Luise. Sie glühte heftig, und warf jetzt einen Blick nach Beiden herüber, vor welchem Emilie erschrak.

„Blauäugige wilde Taube, sagte Steinach wehmüthig, und kniete den Blitzstrahlen ihrer Augen gegenüber ins Zimmer: Verzeih nur dieß eine, letztemal dem armen Steinach, der ja doch im kaumverrauschten Momente seliger war als je! O Luise, seyn Sie nicht härter als ein Mann!"

„Gehen Sie jetzt, bester Steinach!" sagte die besorgte Emilie zärtlich. Er stand auf, und Luise ging schon rasch nach der Thüre, indem sie mit ungewöhnlich ernster Miene zu Emilien sagte: „Ich wünschte," du gingst mit mir in den Garten, wenn du nämlich magst. Oder, willst du lieber bei ihm bleiben?"

Aber die Ankunft der beiden alten Herren hielt die Mädchen noch zurück. „Bleibt nur hier, sagte der Minister an der Thüre: Ihr dürft es auch hören, was uns hieher führt. Mein guter Vetter, Sie kommen mir heute wie ein hülfreicher Engel zum Troste. Wir alle kennen die Idee meiner Frau, unsere Ida mit dem Präsidenten von Pölten zu verheirathen. Bis heute war nur im Innern der Familie die Rede von der Sache, und selbst der Präsident hat nur insgeheim der Mutter Er-

öffnungen gemacht, ohne sich noch förmlich zu erklären. Allein so eben finde ich meine Tochter in Thränen und mit gefalteten Händen in ihrem Zimmer. Auf einer Frühpromenade mit der Prinzessin hat nämlich die Hofdame einige Worte über die neue Verbindung fallen lassen; bei ihrer Nachhauskunft hat Ida den Morgenbesuch des faden Warneks und endlich den des Präsidenten selbst aushalten müssen; und so sitzt vorhin das arme Mädchen in der übelsten Laune von der Welt, erschrickt vor meiner Ankunft, und geräth in sichtbare Angst, als ich ihr des Präsidenten Besuch zum erstenmal mit einiger Beziehung bemerklich mache. Dazu kommt gerade die Mutter, welche Pöltens Namen nennen hört, Ida's Thränen bei dieser Veranlassung sogleich mißbilligt, und der Tochter allerlei zu Gemüthe führt: — sie kenne die Wünsche ihrer Aeltern; der Gehorsam gegen diese und die Regeln der gesunden Vernunft seyen bei ihrem Entschlusse bessere Leiter, als eine bloße jugendliche Zuneigung oder Gleichgültigkeit des Herzens; Pölten sey ein braver Mann, seine Familie eine der ersten im Lande, seine Güter groß und unverschuldet, seine Gestalt und sein Betragen ernst, aber angenehm, seine Aussicht zum Minister, bei Landsteins Alter, gewiß: kurz, Sie wissen ja, wie lebhaft meine Sophie über die ganze Sache denkt."

„Möge doch meine Tante diesen Zwang niemals bereuen!" rief hier Luise mit Heftigkeit, indem sie Emilien an sich zog und das Zimmer schnell mit ihr verließ.

„Herr Bruder! sagte der General mit einem rührenden Lächeln: Wo gibt es wohl Aeltern, die bessere Töchter haben, und doch in diesem Punkte unglücklicher sind, als du und ich!"

„Ich läugne nicht, fuhr Jener fort, daß auch ich anfänglich der Mutter beipflichtete. Ida selbst that nur die blöde Frage, ob sie ihre Aeltern so früh verlassen solle? Wir verneinten dieß. Denn nach unserm Plane wollen wir Eine Familie ausmachen. Mein verlorner Sohn kehrt nicht zurück. Ich bin alt geworden, und der Kummer über den Verlust des Geliebten hat meine Stirne früh mit Runzeln gezeichnet. Auch Sophie sehnt sich nach Ruhe. Und wo könnten wir diese finden, als in der beständigen Vereinigung mit unsrer Ida, von der wir die Pflege unsers Alters erwarten? Selbst die von dieser Verbindung abhängende Sorge für ihre Mutter berührte ich, da alle Güter mit meinem Tode dem Fürsten heim fallen. Das Mädchen gerieth in Angst und erklärte, sie wolle unbedingt gehorchen, und bitte nur noch um eine Woche Zeit zu ihrem Entschluß. Allein die Mutter äußerte, es sey unschicklich, mit einer Mutter von Bedenkzeit zu reden, besonders wenn es auf eine Sache ankomme, wobei die Wahl für ein vernünftiges

Kind nicht schwer sey. Ihre Mutter verlange keinen blinden Gehorsam, sie sey keine Tyrannin. Das arme Mädchen erblaßte über diese noch nie gehörten Reden, wollte sogleich ihr Jawort geben, und warf sich in Thränen zerfließend der strengen Mutter ans Herz. Im Innern erschüttert, befahl ich jetzt, sogleich von der Sache abzubrechen, da meine Tochter immer ein freies Weib bleiben solle, der Präsident auch weder ihr selbst, noch uns bis diesen Augenblick einen ordentlichen Antrag gemacht habe. Aber alle meine Beruhigungsgründe und Zusicherungen ihrer vollkommnen Willensfreiheit konnten die Gemüthsbewegung der zitternden Ida nicht stillen. Sie klagte sich selbst des Ungehorsams an, den doch ihr sanftes Herz nie kannte! Ich habe nun mit einiger Hast die Weiber getrennt. Sie, lieber Steinach, kennen Beide, und sind der Liebling meiner Frau. Gehen Sie zu Sophien, oder rathen Sie mir!"

Steinach besann sich lange. „Ich gehe nicht zu ihr, sagte er dann, weil ich wenige Beispiele kenne, daß ein Weib von festem Charakter jemals einen so theuern Lieblingsplan freiwillig aufgegeben hätte, und weil außerdem hier jeder Dritte das ehrwürdige Zutrauen in der Familie nothwendig einigermaßen stören müßte. Mein Rath ist dieser. Sie verlangen von Mutter und Tochter, daß niemand binnen acht Tagen die Materie berühre, und auch dann nicht, ohne die erste Veranlassung dazu

von Ihnen selbst. Da übrigens doch einmal eine Art von Spannung zwischen beiden Damen existirt, die sich bis dahin leider nicht aufheben läßt, so bitten Sie zugleich Ida'n insgeheim, daß sie ihrem Vater nach Verlauf dieser von ihr verlangten Zeit ein volles, geheimes kindliches Vertrauen schenke. Sie wird vielleicht schon heute oder morgen hierzu geneigt seyn; ja ihre Sanftheit und grenzenlose Liebe bürgen mir fast dafür. Aber gewiß hatte sie wichtige Gründe für ihr heutiges Benehmen; denn ich selbst weiß, daß sie den Präsidenten sehr hoch schätzt."

„Am besten ists, wir geben sogleich den ganzen Plan auf, sagte der Minister: Ich sehe zu deutlich, daß sie ihn nicht liebt. Die Mutter muß durch einen Machtspruch zur Ruhe gebracht werden."

„Wozu dieß, ohne Noth? versetzte Steinach: Ida's Herz soll nicht bedrängt werden. Man gewähre ihr Ruhe, um es selbst zu prüfen, und wir werden das Resultat eines vernünftigen Frauenzimmers erwarten dürfen."

„Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, sagte der General: Was können wir bei Ida's Bildung und Charakter zu besorgen haben?"

„Wohl! beschloß Hohenblat: Ich will Ihnen folgen. Aber bereden Sie doch meine Tochter dazu, daß sie jetzt mit Ihnen zur Gräfin Wallenberg geht. Denn

die Prinzessin, welche diese zweideutige Gesellschaft aus Zwang auch besuchen muß, hat schon zum anderumal nach ihr geschickt.“

Steinach ging zu seiner Muhme, und fand sie noch in Thränen. Sie schien sein Mitwissen zu ahnden. „O Steinach, rief sie, ich wollte, Sie könnten den Aufruhr sehen, in dem mein verlornes Herz herumwogt! Ach, ich verdiene die Großmuth meiner Aeltern nicht!“

„Gutes Mädchen! sagte er: Es gibt keine tiefer fühlende Seele, keinen zärtlicheren Freund für Sie, als Ihren edlen Vater! — Aber lassen Sie uns zur Gräfin gehen.“

Sie blickte ihn schweigend an, drückte auf einmal freundlich und innig seine Hand ans Herz, als hätte sie Trost in seinen Worten gefunden, und bereitete sich dann, ihn zu begleiten.

Unter dem kühlen Laubdach einer großen prächtigen Lindengruppe versammelte sich jetzt eine zahlreiche Gesellschaft. Die Gräfin wollte ein musikalisches Dejeuner im Freien geben. Der Fürst liebte das Freie und bewunderte gern ihren Gesang, der von herrlichem Umfange, vorzüglicher Reinheit, und wirklich bewundernswürdig war.

Dort schlich schon seit einiger Zeit Warnek mit seinem Freunde Wallenberg gähnend umher. „Verdammtes Leben hier! sagte Warnek: Ich reise noch aus Desperation in ein Bad, oder heirathe gar. Erst schreien sie alle nach der lieben Natur; ich werde es erleben, daß man die Lhombretische im ganzen Schlosse zerschlägt. Und nun sind sie gar hinter die Kunst gerathen, und überall am Hofe muß man von den Malern sprechen hören. Die Wichte geniren mich im höchsten Grade mit ihren groben Anmerkungen. Ich mußte gestern meinen ganzen Witz zusammen nehmen, um die Esel nach Würden abzutrumpfen. Und was wirds am Ende seyn, als reisende Schmierer, Sonderlinge? Und Fürst, Minister, General und der einfältige Steinach werden sich lächerlich machen, weil sie mit diesen erbärmlichen Nichtsnutzern unsere Gesellschaften verderben. Aber man muß sich einmal mit der Misere schleppen, weil sie Mode geworden ist. Nein, Wallenberg, wir gedeihen hier nicht!“

„Eigentlich, sagte Wallenberg, hätt' ich mir die Maler doch weit dummer vorgestellt. Dem artigen Fink redet meine Frau sehr das Wort; sie spricht, er sey ihr Liebling. Wenn ich nur erst wüßte, wer die Menschen wären! Aber sage mir, wie stehst du mit der schönen Hohenblat?“

„Hm! meinte Jener, ich dächte, wenn ich mich decouvrirte! — Nur hält der alte Schulmeister, der Pölten,

sie noch zu warm. Ich glaube mit der Landstein ging es eher, sobald nur deine Frau mir ein gutes Wort ablegen wollte; — und beim Teufel, ich muß bald ein reiches Weib haben, sollte es auch der weibliche Teufel, die Hochstein, werden."

Der Graf zuckte die Achseln, und meinte dann, mit der Landstein könnte es doch wohl gehen, und seine Frau werde sich der Sache annehmen, sobald Warnek ihr insgeheim verspreche, gleich nach dem Abschluß dieser Verbindung seinen Dienst und den Hof zu verlassen. Der Minister Landstein sey, nach einem kürzlich ereigneten Vorfall, außer Stande sich länger zu halten; aber bei Gelegenheit einer schicklichen Verheirathung seiner Tochter könne für ihn selbst und für Warneken noch gar manches Gute mit eingehandelt werden. Wallenberg, der sich seit einigen Jahren hier für einen russischen Grafen gab, machte aus den Verhältnissen seiner Frau am hiesigen Hofe kein Geheimniß gegen seinen Freund. Dieser schien übrigens wohl zu der vorgeschlagenen Verbindung geneigt, wollte sich aber keineswegs zur Entfernung vom Hofe entschließen.

Vom geheimen Sekretär des Fürsten, der eben vorüberspazierte, hofften die beiden Konsorten mehr über die Maler zu hören. Aber Herr Züger, der sonst ziemlich viel vom Fürsten erfuhr, und es gern mittheilte, äußerte nur, es stecke etwas Besonderes hinter den

Malern; der Fürst interessire sich sehr für sie; der Name Brixenfels solle erdichtet, und dieser ein Mann von hohem Range seyn; — nach Einigen ein reicher Emigrant, der die übrigen beiden um Gottes Willen ernähre und mit sich im Lande herumführe. Gestern habe man den Fürsten in ganz ungewöhnlicher Kleidung aus der Gegend des großen Sees kommen sehen, von dem die Wohnung der Maler nicht weit entfernt sey; der Kammerdiener ziehe die Achseln über jede Frage. Einige muthmaßten gar auf einen weitläuftigen Verwandten des Fürsten.

„Halt! sagte Warnek: Ich werde das Ding erfahren. Die Hofgärtnerstochter wird und muß es alles gründlich wissen.“

„Ha, du kennst sie? fiel Wallenberg ein: Tant pis pour elle! Aber zu spät! Denn schon seit mehr als acht Tagen ist sie so gut als mein! Für dießmal werden der Herr Bruder abfahren!“

„Sachte, sachte! rief der Major: Was gilt die Wette, ehe drei Tage vergehen, bin ich mit ihr zu Rande! Aber, welcher köstliche Bissen!“

Man ging die abscheulichste Wette ein, die jemals das Laster über den Tod der Unschuld schloß. Züger lächelte ungläubig dabei.

„Doch nicht selbst in unsere kleine Zielscheibe ver-

schossen, Herr Sekretär?" fragte Warnek mit einem vornehmen Lächeln.

„Behüte! sagte der Sekretär mit ironischer Demuth: Die Maler werden ihre Wirthin schon zu decken wissen!"

„Schon wieder die verdammten Maler!" rief Warnek. Sein Freund sprang jetzt nach den ankommenden Herrschaften, und Züger ging beiseite, als der Major den Kopf zurückwarf, weil die Oberhofmeisterin mit der Landstein herzutrat; beide hatten das Wort „Maler" gehört.

Aber die ältliche Dame beschloß, den Sekretär vor seiner Entlassung zu benutzen, und that ihm eine verbindliche Frage über sein Wohlbefinden.

„Fräulein Landstein hat eine süperbe Toilette gemacht!" rief der Major entzückt dazwischen.

„Für Herrn von Warnek!" sagte das Fräulein mit edlem Stolz, und lächelte schnöde zum Himmel auf, wie es der Tochter des regierenden Ministers geziemte.

Warnek faßte aber ihre Rede beim Wort, und sagte: „O der dreimal glückliche Warnek!"

„Stille nur! bat die Oberhofmeisterin, der es um wichtigere Sachen zu thun war: Bringen Sie den Strom seiner Artigkeit nicht in den Lauf. Man sage was man will, Warnek ist unser galantester Herr am Hofe. Er küßte die ehrwürdige Rechte mit seligem Lächeln.

„Hoffentlich doch nach mir, meine gnädige Frau," rief ein herzutretender Kammerherr, und bückte sich zärtlich und tief über die vazirende Linke.

„Wenigstens dem Kammerherrn unbeschadet! sagte die Sieggewohnte, und fuhr fort auf ihr Thema zu kommen, indem sie sich an den wartenden Züger wandte: Wir sprachen eben vom Maler Brixenfels. Haben Sie auch schon von dem gestrigen sonderbaren Gerede gehört?"

„Weiter nichts, Ihre Excellenz, sagte der voreilige Züger, als, was ich so eben dem Herrn Major mitgetheilt habe, — daß —"

„Wohl!" sagte die Oberhofmeisterin mit jener gnädigen Kopfneigung, wodurch man im Audienzzimmer gegen vornehme Supplikanten den Absolutionssatz: „Gehe hin in Frieden!" ausdrückt. Sie wandte sich langsam nach Warneken um.

„Die Menschen sollen einen erstaunlichen Aufwand machen, wie mir die alte Zehlein gestanden hat," sagte die hitzige Landstein zum Sekretär, welcher aber aus Rache zerstreut nach der Uhr sah, und, ohne sich zu ihnen umzukehren, seine Promenade bereits fortsetzte.

„Die Sache verhält sich so!" hob Warnek mit zufriedener Miene an, indem er die Damen einen seitwärts leitenden Blick sehen ließ; denn der Fürst und die Gräfin nahten eben mit Finken, an dessen jugendlicher Lust und Leichtigkeit die letztere ein sichtbares Wohlgefallen fand.

Das Dejeuner war glänzend und geschmackvoll; jeder Genuß pikant, jede Erfrischung eine seltne Kostbarkeit. Symphonieen rauschten aus duftendem Rosengesträuch hervor, und ländliche Gesänge wechselten mit leichten Tänzen ab. Das volle üppige Leben rauschte in seinen schönsten Akkorden durch den Kreis. Nur die Prinzessin war heute ungewöhnlich ernst.

Die Gräfin ließ sich nicht lange zum Singen bitten; sie gab ihnen eine große italienische Arie, die mit äußerster Präzision vorgetragen, und vollkommen gut begleitet ward. Der Text drückte das blöde Liebesgeständniß eines Mädchens aus. Unsre Maler stellten sich ziemlich weit von ihr, und jeder fand sich durch die Schönheit des Gesanges und durch die reinweiblichen süßen Töne der Stimme innig und wunderbar gerührt. Ihr leichtes Gewand schmiegte sich wie eine weiße Dufthülle um die schöngestalteten Glieder.

Nachdem die verdienten großen Lobsprüche zu Ende waren, welche jeder Mund mit Herzlichkeit aussprach, sangen auch einige andere Frauen allerlei Kleinigkeiten, und zuletzt nahm man die bloße Instrumentalmusik wieder vor. Steinach ging zu seinen Freunden, welche sich von neuem in die Ferne gestellt hatten. „Nun, was sprecht ihr über die Gräfin?“ fragte er.

„Das göttliche Weib!“ rief Fink aus, der sich ganz bezaubert fühlte, so oft ihr Auge ihn anlächelte.

„Ruhig! sagte der strenge Steinach: Habt ihr sie wohl betrachtet, als sie die wollüstigen Laute des immer wiederkehrenden „mio caro“ zum letztenmal so sterbend hervorseufzte? Es war, als ob eine ganze Sündenwelt sich in den schwarzen flammenden Augen malte! Unwillkührlich schloß ich meinen Blick, und da hörte ich selbst die reine Stimme unstet in ihrer Brust herumwanken, wie einen unwilligen Fremdling, der im Hause des Lasters verschlossen ist.“

„Du sprichst vermessen, und gegen alle Duldung! meinte Fink: Wir kennen leider einmal ihr Verhältniß zum Fürsten. Auch ist es wahr, daß sie sich heute recht für die Ungezogenheit Anderer angezogen hat, um uns eben alle unwiderstehlich anzuziehen. Auch fühlen wir selbst tief genug jene einladenden Blicke, die zuweilen aus dem Wasser ihrer dunkeln Augen zucken; jene süßen leisen Winke zum geheimen Gastmahle der Zeitlichkeit, die ein begehrendes volles Herz oft nicht länger zu verschließen vermag, die aber nur dem Geweihten erkennbar, dem Gemeinen verborgen sind. Allein ich liebe dieß an ihr. Laßt sie doch, sie ist redlich, und ihre Seufzer, ihre Blicke und die schmachtenden Lippen sagen es, daß sie liebt. Sie liebt nicht Einen, sondern mich, — euch, — das Geschlecht, dem sie sich durch eignen Genuß dankbar vermählt fühlen muß! Ihre Schuld gewinnt durch

Größe und Offenheit wieder eine Art von Unschuld, oder doch eine gewisse Naivetät, die mich im Herzen rührt."

„Nein, Steinach hat Recht; sagte Schweizer: ich liebe sie nicht. Ein unreiner Geist vermag uns keinen reinen und vollständigen Kunstgenuß zu bereiten."

„Und warum wollt ihr euch, fuhr Fink fort, bei dem klaren himmlischen Gesange, wie Sklaven, von den Gedanken an ihre Schuld binden lassen? Auch zeigt sie euch ja in ihrem Blicke während sie singt, keine andern Hörner ihres elenden Mannes, als höchstens die moralischen; und, mit eurer Erlaubniß, laßt mich doch einen Ehemann auf dieser Erde sehen, der nicht wenigstens tausend platonische Hörner trüge!"

„Ein solcher, sagte Brixenfels, wird freilich wohl schwer zu finden seyn, so lange nicht die Obrigkeit alle reizenden Männergestalten, den gesammten Mondschein, die süßen Träume, und jene schönen heißen Sommernächte verbietet, welche dem Schlafe junger Frauen in der Einsamkeit so gefährlich sind. Uebrigens muß gewiß auch der Strengste von solchen lieblichen Tönen, wie die Gräfin aushauchte, sich entzückt fühlen. Aber auch ich wünschte dieser wollüstigen Sängerin, was Steinach ihr zu wünschen scheint, — aber was eigentlich? — Nun ja, ich wünschte, daß die Götter sie, wie einst die unglückliche Echo, die aus Liebe zum Narziß ins Reich der Töne hinübersterben, und bis auf ihre Stimme verschwinden mußte, — gnädig von allem

Körper und Sinn ganz entfesselten, so, daß uns von ihrem Leben nur das Einzigreine, ihr süßer Gesang, zurückbliebe! Dann erst könnten wir den Silberklang ihrer geläuterten Erscheinung liebend anbeten. Und ach! Selbst im Tonleben der armen Echo muß sich uns ja immer noch das treffende Bild eines Weibes aufstellen, welches dem flatternden Sturme des Wechsels schon auf ewig hingegeben ward! Ist nicht jene Unglückliche dazu verdammt, in jedem, auch dem gemeinsten Tone die Stimme ihres verlornen zu errathen und begierig nachzuahmen? Ihre Brust sehnt sich freilich nach Etwas, das für sie dahin ist; — und doch muß sie auch dem Schändlichsten bereitwillige Antwort entgegenhallen! Nein, Freund, ich wünschte diese Sängerin zum schuldlosen Kinde zu verjüngen, dann solltest du sie, und eine Gräfin Wallenberg, und einen Kastraten eine und dieselbe Melodie singen hören, und hinter dem Vorhange rathen und dein Urtheil darüber abfassen! Glaube mir, es ist kein leeres Gewäsch, daß schöne Natur und Reinheit des Herzens sich in jeder Kunstäußerung offenbaren und wahrhaft aussprechen!"

„Alle meine Genüsse wollt ihr mir verleiden! sagte Fink: Ihr werdet nicht ruhen, bis ich Kordelien nachreise, und mit der Geliebten nach Indien oder Abyssinien ziehe, um die verdrückte erste Quelle der Menschheit dort wieder

zu suchen, und zu fassen, und ihr Silber mit frischen Blumen zu umpflanzen!“

Die Dazwischenkunft des Fürsten unterbrach ihr Gespräch. Er und die Gräfin schienen es heute ganz darauf anzulegen, unsere Maler durch Wohlthun und Genüsse aller Art auf immer zu fesseln. Jetzt, da alle Damen tanzten, und Schweizer, Fink und Steinach auf die Einladung der Gräfin ebenfalls mit der bunten Reihe fortflogen, zog der Fürst Brixenfelsen auf die Seite, wünschte in einer Art von feierlicher Anrede sich und seinem Sommerschlosse zur Anwesenheit unsrer drei Freunde Glück, und hieß die Künstler, indem er dem vornehmsten unter ihnen die Hand drückte, mit einer ächtdeutschen Biederkeit willkommen, die dem Maler innig wohl that.

Dann kamen sie auf die Kunst zu reden, wobei der Fürst sich als einen sehr warmen Freund und gebildeten Kenner zeigte. Er beklagte, daß es nicht möglich sey, ein jedes große Kunstwerk ins allgemeine Eigenthum der Welt zu bringen, die doch auf alle Meisterstücke in jeder Kunstart gleiche Ansprüche haben müsse, sobald sie nämlich dagegen auch die Ansprüche des Künstlers an ihre allgemeine Dankbarkeit befriedige; wozu aber leider bis jetzt nur sehr unvollkommne und beschränkte Vorrichtungen getroffen seyen.

„Gewiß ists, sagte Brixenfels, daß bei einer solchen

allgemeinen Anstalt, die sich allerdings denken läßt, die Welt, ja schon eine einzelne Nation, in gewissem Sinn allmächtig seyn würde, da hingegen dem Privatmann, und selbst dem mächtigen Fürsten, hier immer allzuenge Grenzen vorgezeichnet sind. Ein Glück aber ists, daß der ächte Sohn der Kunst nur aus Liebe zur Muse singt. Er denkt des Lohnes nicht, und während seiner Kunstschöpfung haben ihm schon die Himmlischen jenen Lohn gereicht, den keine Welt zu geben vermag. So hat freilich bisher oft einzig die Muse selbst das Werk belohnen müssen, was die Welt vergaß. Man hätte übrigens schon sehr viel gewonnen, wenn man nur bewirken könnte, daß nirgends ein Kunstgenie unterdrückt würde; daß dieses himmlische Phänomen, das in allen Zeitaltern der Welt nur als eine Seltenheit erscheint, niemals unbeachtet unterginge; und wenn man dafür sorgen wollte, daß es dem Kunstgenie, während der eigentlichen Lehrjahre, weder an Brod noch Lehre fehlte. Denn die Kunst verlangt gar nicht, im Ueberflusse zu leben. Ueberfluß ist dem Kunstfleiß offenbar nachtheiliger als eine sorgenvolle, beschränkte Existenz. So schwer es nun aber auch ist, der Welt über den wirklichen Nutzen der Kunst die Augen zu öffnen, so unermüdet muß doch jeder gebildete Mensch nach diesem großen Zwecke streben; und ich selbst, gnädigster Herr, gestehe offenherzig, daß ich schon längst einen Plan im Herzen trage,

der etwas unsrer gegenwärtigen Idee ähnliches zur Tendenz hat."

Der Fürst war begierig auf einen solchen Plan, und ließ sich von dem Maler ausdrücklich versprechen, daß er denselben bald vollenden und mittheilen wolle. Bei dieser Gelegenheit wiederholte er gegen Brixenfelsen den Antrag, welchen er bereits Schweizern gemacht hatte. „Da Sie schon lange gereist sind, sagte er, so kann ich Ihnen meine Residenz mit gutem Gewissen zum beständigen Aufenthaltsort empfehlen. Ich habe mich längst nach einer solchen Gesellschaft gesehnt, wie Sie und Ihre beiden Freunde gewähren." Er erbot sich in sehr verbindlichen Ausdrücken, die drei Freunde in seine Dienste zu nehmen, für das Nothwendige ihres Lebens auf immer zu sorgen, und es ihnen dabei, so lange er lebe, nicht an Arbeit mangeln zu lassen. Auch werde er zu der Realisirung des gedachten Planes gern eifrig mitwirken, so weit seine Kräfte reichten, weil es von jeher sein Wunsch gewesen sey, etwas Großes für die Kunst zu thun.

Melodisch klangen die letzten Worte im Ohr unsers Malers, denn sie schienen treu und ernstlich gemeint, und kamen aus dem Mund eines sehr reichen Fürsten, von dessen hohem Sinne für Schönheit und Kunst das elisische Sabinium laut genug zeugte. Brixenfels faßte die Fürstenhand mit einer Art von Inbrunst, und pries sich

glücklich wegen der Eröffnung dieser reizenden Aussicht für seinen Kunstplan. Aber er lehnte das Anerbieten zu einem festgesetzten Dienstgehalt, zwar mit dankbarer Rührung, doch ziemlich bestimmt ab, und bat dagegen um Erlaubniß, das ganze künftige Jahr als Privatmann in der Residenz zubringen zu dürfen, welcher Aufenthalt ohnehin nöthig seyn werde, sobald der Fürst etwas für den Kunstplan zu thun beschließe.

„Wie kommt es doch, sagte der Fürst, daß die meisten großen Künstler gewöhnlich jeden, auch den leisesten und angenehmsten, Dienstverband so sehr scheuen? Ist ihnen etwa die Freiheit in dieser Rücksicht unentbehrlicher als andern Menschen?“

„Eigentlich wohl! erwiederte Brixenfels; doch dürfte die ganze Voraussetzung nicht bei allen Künstlern als Regel anzunehmen seyn. Auch kann und muß ja die wahre Freiheit des Menschen bei allen Dienstverhältnissen immer fortbestehen. Selbst ich für meine Person fühle in diesem Augenblick eine aufrichtige Neigung, mich dem Dienste eines so edeln Fürsten ganz hinzugeben. Allein um freimüthig zu reden, gnädigster Herr: mir graut vor mancher bittern Empfindung, vor der Verzichtleistung auf manche Freude; und hievon liegt freilich die Ursache zum Theil in meinem Stand, in mir selbst, und in meiner Einrichtung für die Zukunft.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz; sagte der Fürst theilnehmend, und fuhr mit lebhafter Wärme fort: aber bei Gott, ich fühle den Werth eines ächten Künstlers und seines Umgangs tief und warm im Herzen! Sie sollen keine Sorgen haben. Sie und Ihre Freunde sollen in meinem Schlosse wohnen, mit mir essen und trinken. Ich will keines Vergnügens achten, an dem nicht meine Freunde mit mir gleichen Theil nehmen, — oder glauben Sie nicht, daß ich das alles halten kann und werde?"

„Ich würde Ihre ächtfürstliche Zusage beim Worte fassen, gnädigster Herr! versetzte der Maler: Uebrigens meinte ich vorhin zwar nicht gerade jene höchsten Erholungszirkel und Vergnügungen des Hofes, aber doch jenen innigen und freundschaftlichen Umgang mit Eurer Durchlaucht eigner Person, welchen der Fürst leider einem Manne meines Standes, ohne gewaltsame Motionen zu bewirken, nur höchstens so lange als dieser ein Fremder ist gewähren kann; und wobei vorzüglich mir sich jeden Augenblick ängstliche und niederschlagende Empfindungen aufdrängen würden, sobald ich als Diener in einem gewissen Range stände; selbst wenn ich das Glück hätte, mich Ihrer besondern Freundschaft würdig zu machen. Ist es denn dem Künstler, der sich einmal durch saure Anstrengungen zur Unabhängigkeit emporgeschwungen hat, so sehr zu verdenken, daß er lieber seine Freiheit zu behaupten suchen, und da, wo ihm die Mei-

nung entgegen tritt, ihr mit stolzer Freiwilligkeit lachend vorübergehen, als durch gewisse Verbindlichkeiten gefesselt, sich unter ihr thörichtes Gesetz beugen will?"

„Dabei muß ich Ihnen aber erklären, sagte der Fürst, daß Sie alles, was in dieser Rücksicht irgendwo bis jetzt hat geschehen können, an meinem Hofe wirklich realisirt finden würden. Genug, ich halte redlich was ich versprach! Aber noch niemals ist es mir so hart aufgefallen, — o, man hätte es mir in meiner frühen Jugend sagen sollen! — wie so gar nichts sich für die Schlechtigkeit anführen läßt: daß die Welt oft einen besseren Menschen dem schlimmern in jeder äußern Rücksicht nachsetzt! Und soll denn diese elende Meinung ewig dem Fürsten seine liebsten Lehrer und Freunde rauben?"

„Sie kann dieß nicht immer, antwortete Brixenfels, weil sie, wie gesagt, nur einen bestimmten Theil von Gelehrten und Künstlern drückt, und diesem unerträglich ist. Was aber mich selbst betrifft, so liegt der besondere Grund zu meiner jetzigen Verfahrungsart nur in dem einzigen Umstande, daß ich gegenwärtig damit umgehe, ein Weib zu nehmen."

Der Fürst sah ihn mit großen Augen an, und schien sich auf die verschiedenen Gerüchte von seiner Standesverläugnung zu besinnen.

„Ueber das Heirathen der Künstler, fuhr der Maler fort, wäre zwar viel zu sagen. Vorausgesetzt aber,

daß ein Künstler seinem Weibe mit Ueberlegung und aus Liebe sich verbindet, darf ich behaupten, daß er liberaler und inniger liebt als ein anderer Mensch; daß ihm alle Lebensgenüsse und Freuden an der Hand der Geliebten doppelt werth sind. Und hier, gnädigster Fürst —"

„Schonen Sie mich nicht! rief der Fürst seufzend: Wir kommen gar in die Materie von den fürstlichen Abendzirkeln, und von der Tafelfähigkeit der Frauen! Gewiß, jeder brave Mann sollte einer Gesellschaft, die ihm durch die Ausschließung seiner geliebten Gattin eigne Geringschätzung zeigt, den Rücken weisen! Das würde vielleicht helfen, und die Fürsten würden ihre Fürstinnen, gegen die sie gerade in diesem einzigen Punkte zu nachsichtig, in allen andern tyrannisch genug sind, sehr bald zu beherrschen wissen, ja zuweilen beherrschen müssen. An dem Zanke zwischen den Ständen überhaupt sind zwar auch größtentheils nur die Fürsten in Person Schuld; denn welchem unter ihnen ist wohl jemals ein braver Mann, ja, wie höchstselten ist sogar ein abgeschmackter Hochmüthiger darüber aus dem Dienste gelaufen, daß Einer von ungleichem Stand und gleichem Werth auch im Aeußern gleiche Ehre mit ihm genossen? Immer haben die Fürsten sich nur durch alberne Vorspieglungen, durch eigne Vorurtheile und Mangel an Energie von ihrer Pflicht abhalten lassen. Indessen hat freilich die Sache noch zu vielerlei andere Schwierigkei-

ten gefunden; auch ist doch wenigstens in dieser Rücksicht schon einiges wirklich Gute geschehen, wobei ich mein eignes Beispiel mit ruhigem Gewissen anführen darf."

„Ich wäre vielmehr geneigt, fiel Brixenfels ein, diese Sache an sich selbst nur als eine sonderbare, aber zur besten Welt gehörige Einrichtung zu betrachten, über die man heut zu Tage lieber schweigen sollte, bei der noch dazu der löbliche Bürgerstand die größte Schuld trägt, und die mich überhaupt in der großen Welt weit weniger genirt hat, als zum Beispiel Kaufmanns-, Militair-, Bauern- oder Gelehrtenstolz. Ich gestehe sogar, daß ich oft dem sogenannten Adelstolze mich freiwillig ausgesetzt, und ihn mit einer Art von Lust anerkannt habe, wovon freilich der Grund einzig in der Ueberzeugung liegt, daß der Adel, wenn auch nur der höhere, sich von jeher unsterbliche Verdienste um die Kunst erworben hat, und bis jetzt unter allen Ständen am meisten die Künstler schätzt und hebt. Allein die Sache mit den Frauen, die nach Ihrer Durchlaucht Meinung nur den Fürstinnen zur Last fallen soll, halte ich mit Ihnen für eine wirkliche Unverzeihlichkeit, und die größten Staatsdiener haben dieß schon mehrmals öffentlich gesagt. Mit den Männern macht man an allen Höfen die schönsten, herzerhebendsten Ausnahmen; die Frauen verstößt man unerbittlich. Womit hat denn dieses liebe Geschlecht, welches doch zehnmal größere Ansprüche auf Fein-

heit und Bildung im Gesellschaftlichen machen darf als wir, eine so unmenschliche Härte verdient? — Soll nicht der zärtliche Gatte jedes Gastmal, jedes Vergnügen hassen, von welchem sein Weib auf immer, und bloß aus der elenden Ursache ausgeschlossen bleibt: weil sie das Weib, oder gar nur die Tochter eines Bürgers ist, und als solche den sonderbaren Haß der Frauen in der höhern Potenz nun einmal tragen muß?"

„Das war es eben, sagte der Fürst leidenschaftlich, worauf ich nun kommen wollte. Gibt es wohl eine ärgerlichere Empfindung als diese? Das Empörende dabei liegt gerade in den verschiedenen Potenzen. Aus Geschlechtshaß erpicht man sich darauf, bei dieser Ungerechtigkeit auch noch inkonsequent zu seyn. Warum dünkt sich die Fürstin, die nur Gattin ist, besser als ihr Mann, der doch Regent ist, und der mit Bürgern seines und des andern Geschlechts friedlich ist und sich freut? Etwa aus Geschlechtsstolz? Nein, denn sie erniedrigt und beleidigt ja ihr eignes Geschlecht, indem sie der ganzen Bürgerklasse desselben zumuthet, sich für schlechter zu halten als das männliche dieser Klasse, mit dem sie selbst zu leben sich fast niemals weigert. Also sollen wohl gar die Weiber in den niedern Regionen geringer seyn, und oben im Fürstenstand anfangen besser zu werden als die Männer? Will denn niemand diese Ungereimtheit endlich einsehen?"

„O, die guten sanften Fürstinnen sind es ja niemals selbst!“ rief Brixenfels aus, dem es schon lange leid that, so weit gegangen zu seyn, weil nach dem öffentlichen Gerüchte die Gattin des Fürsten höchst liebenswürdig, aber stolz war, und von ihrem Gemahle getrennt lebte, worüber dieser noch zuweilen in Hitze gerieth.

Der Fürst warf einen ernsten Blick auf Warneken und Wallenbergen, die in einiger Entfernung sich mit der Oberhofmeisterin unterredeten, und welche man öffentlich als die Störer einer vormals glücklichen Fürstenehe nannte. Dann begegnete sein Auge einem süßen Blicke der reizenden Gräfin. Still drückte er des Malers Hand, und seufzte. „Aber wir sind mit der Materie vom Adelstolz vorhin nicht zu Ende gekommen, sagte er: dort habe ich auch eine ganz andere Meinung als Sie, deren Erläuterung ich mir vorbehalte. Uebrigens gebe ich Sie mit diesem allen noch nicht von meinen Ansprüchen los. Erst wollen wir sehen was ich wirklich vermag.“

„Haben Sie etwas Gutes am hiesigen Park gefunden?“ fragte jetzt der Fürst, als die übrigen Maler und mehrere Personen herzutraten.

Die Maler machten seinem Geschmack eifrige Lobsprüche, sowohl über das Ganze der großen Gartenanlage, als über die Schönheit der Staffage durch die rei=

zenden Gestalten seines Hofes, wobei auch das malerische Studium des Menschen sehr gewinnen müsse.

„Ja, die Herren sind hier sehr gut, gnädigster Herr! sagte Warnek. Sie haben auch eine kleine artige Hauswirthin, deren Gesicht allerliebst aussieht.“

„Wer kennt sie nicht! erwiederte der Fürst: sie heißt Gundchen, und glüht in der frischesten Jugend. Ein gar liebes, unschuldiges Kind!“

„Ewig schade, meinte Wallenberg, daß das arme Mädchen nicht mehr Bildung hat!“

„Ja, und zuweilen so schnippische Antworten gibt, Herr Graf!“ setzte Fink schnell dazu.

Der Fürst lächelte und sagte: „Sie wird bei ihrer jetzigen Bildung vermuthlich am glücklichsten seyn. Wenigstens, bemerkte er gegen Warneken und den Grafen, bin ich gar nicht dafür, daß wir die Vollendung ihrer Bildung übernehmen.“

„Es ist ein Gesicht, — im allereigentlichsten Verstande wie gemalt!“ sagte Warnek mit einer wichtigen Kennermiene.

„Oder, berichtigte Brixenfels spitzig, eine treue Kopie ihres Gesichts würde ein schönes Gemälde seyn.“

„Auch gut! lachte der Major, und sah den Fürsten ironisch an: In verbis simus! sagte mein Hofmeister.“

„Behüte der Himmel, Warnek! rief ihm der Fürst zu, welcher nachgedacht hatte: Das hieß, Sie sollen nicht

sagen: ein schönes Gesicht sieht aus wie gemalt. Sondern: das ist ein vollkommnes Gemälde, welches aussieht wie ein schönes Gesicht. — Nicht so, lieber Brixenfels?"

„Vollkommen so meinte ich," erwiederte dieser.

Der Major besann sich. Aber als Fink, sein Erbfeind, sich leicht gegen ihn schwenkte, und lustig zu rezitiren anfing:

„Die höchste Kunst ist rar und klein,
Die schöne Natur ist klar und rein —"

fügte sich Warnek schnell. „Sehr richtig, gnädigster Herr! rief er: Vollkommen wahr! Ich war eigentlich, — — oder verstand im Grunde —.. ich hatte nur — mich nicht deutlich genug ausgedrückt."

„Au contraire, entschuldigte ihn der freundliche Fink: am Ende sind es auch in der That bloße Worte, Herr Obristwachtmeister. Ponamus, wir müßten sagen: Es ist Noth in Holland; und wir sagen: Holland ist in Noth, so beträgt der Unterschied keine Dreierssemmel. Schlimm genug, daß es wahr ist! Die Darstellungsart ist eine bloße Manier!"

„Lieber Fink, sagte der Fürst, man hat mir gestern etwas von Ihrer Arbeit gezeigt, was mir äußerst wohl gefiel. Es war ein satyrisches Stück —"

„Das ist ganz ohne meinen Willen geschehen, gnädigster Herr! versetzte Fink. Läugnen will ichs nicht, daß ich ein Freund von Strafruthen bin. Aber Jedermann weiß, wie ich höre, daß ich dergleichen nur im strengsten Inkognito fertige. Ich habe verschiedene heilsame Piecen für die Residenz bearbeiten müssen. Uebrigens richtet mich der Beifall eines so großen Kunstkenners ungemein auf, da meine Freunde mich immer darüber auszanken."

„Wir sind der Meinung, erläuterte Brixenfels, daß dergleichen Arbeiten zu sehr von der höheren Kunst abziehen, und zu leicht in gemeine Karrikatursudelei ausarten. Auch würde unser flüchtiger Kamerad sich dadurch vollends ganz verflüchtigen, und uns ein ungenießbares, herzloses Phlegma zurücklassen."

„Gott bewahre! rief Fink. Im Grunde, gnädigster Herr, thun sie nur deswegen so toll, weil sie Mangel an Absatz für ihre ernsten Produkte fürchten, sobald ich es zu einiger Vollkommenheit in der Satyre werde gebracht haben, die doch der Mensch so gern kauft, so lange sie nur ihn selbst und seine nächsten Blutsfreunde verschont; et ma foi, elle l'attira toujours, puisqu'il ne s'attire jamais une Satyre. Aber, wenn England an Hogarth seinen ganzen Trost, und Holland an Troost seinen ganzen Hogarth hatte, warum soll sich Niemand des deutschen Vaterlandes annehmen. Welcher pittoreske

Christ kann sich des Malens enthalten, wenn er einen kleinen dicken fetten Mann sieht, welcher Sporn und einen Degen trägt, und über eine empfangene Ohrfeige weint? Ein gutes sanftes komisches Bild ist ein Meisterstück. Alle Gegenstände eines solchen Bildes sprechen einander mit so gefälliger Reflexion an; das Ganze dünkt uns so frei und nothwendig wie die Theile, und entwickelt bei jedem Beschauer einen freundlichen Zug um den Mund! Schade nur, daß ich meine zwei besten Stücke nicht bei mir habe. Aber ich will sie wenigstens Ihrer Durchlaucht beschreiben. Das eine führt den Titel: Hektors Abschied, und ist auf ein Ehepaar gemacht, welches in einer der freundlichsten und ungebundensten Verbindungen lebte, und zwar bei Gelegenheit einer Reise, die der Mann um eine ferne Geliebte zu besuchen unternahm. Alles auf diesem Gemälde ist schön. Ein junger reizender Mann setzt sich mit seiner blühenden Gattin vor der Halle des Hauses, während ein hochherziger Diener die prächtigen Rosse bei den antiken Stufen hält. Hektors rechte Hand faßt das weiche Kinn der holden Gattin zu Bewerkstelligung des Abschiedskusses; die linke hält das Händchen seines lieblichen Kindes, ist aber über dem süßen Vergessen der ganzen Welt tief in die Fülle des Busens seiner schönen Amme gesunken, wo sie von dieser sanft verdeckt und angedrückt wird. Süßlächelnd schielt die Amme mit Vorsicht nach

ihrer reizenden Herrin; aber diese ist harmlos mit dem Abschiedskusse beschäftigt, und indem sie sich mit unbeschreiblicher Anmuth zu dessen Empfange neigt, wendet sie zugleich flehende Blicke nach der im nahen Garten aufgestellten Statüe eines Pan's, auf welche auch das liebe kleine Kind erfreut hinsieht, und ihr mit dem einen Händchen seinen herrlichen Blumenstrauß zeigt. Hinter diesem Pan wird eine Wade mit gespornten Fuße von ungemeiner Schönheit sichtbar, und über dem Haupte des Gottes ragt statt des linken abgebrochnen Hörnchens eine Hand des wartenden Vice-Hektors mit Uniform empor, die den Finger drohend hebt, und die Welt darüber im Zweifel läßt, ob ihr Drohen der Mutter oder dem allzuaufmerksamen Kinde gilt, welches aus seinem Mantel den wohlbekannten Pan zu begrüßen scheint. Hier ist also, da auch alle Büsche in der gehörigen hoffnungsvollen Blüthe stehen, jedes Ding in der Regel. Nur über den Diener, als die einzige gemeine Seele, hat der Künstler, wie irgend ein Dichter bei ähnlicher Gelegenheit sagt, die ganze volle Schale der Leidenschaft ausgegossen! Er steht zwischen vier Pistolen und neben dem am Boden liegenden Schwerte seines Herrn mit flammenden Augen da, und ballt die Faust gegen die ungetreue Amme, die, fühllos gegen seine Abschiedspein, ihr Herz und alles so lächelnd in die waltende Hand ihres Schöpfers ergibt. Wenn das nicht die glücklichste Ver-

einigung des Antiken mit dem Modernen ist, gnädigster Herr, so gab es nie eine! Aber ich eile zum zweiten Gemälde, zum großen Orgelspieler, das heißt, zum Triumphe meiner Kunst! Leider kann ich nur die Geschichte desselben geben, da die Hauptsache, der Ausdruck in den Gesichtern, keine Beschreibung verstattet. Es führt die Ueberschrift aus einem alten Kirchenliede:

„Laß Welt und Teufel widerstreben:
Gott steht allein in starker Kraft.“

Ich machte in meiner zarten Jugend die Bekanntschaft eines Organisten in einem kleinen Städtchen, der ein sehr geschickter Spieler war, aber schon damals, wie jetzt so viele Künstler und Kritiker, den Lieblingswunsch im Busen trug, in eine künstlerische Darstellung alles Mögliche, und noch Einiges mehr zu legen, und bei der Aeußerung einer Kunst zugleich alle übrigen Künste, und diese auch zu allen Sinnen auf einmal, mitsprechen zu lassen. Gewiß, der selige Unhold ist zu früh für unsere Kunstepoche, und zu spät für seine ruinirte Orgel erblaßt! Im Laufe der Woche studierte er immer auf dieß und jenes musikalische Impromtü, wozu ihm dann Sonntags die Kirchenlieder, invita Minerva, Anlaß geben mußten. Ein solches war denn auch die obige Stelle, wozu er mich vor dem Ausläuten expreß invitirte. Schon beim Anfange des Verses ließen, ver-

möge des Trompetenregisters und Posaunenbasses, allerlei drohende Vorzeichen auf etwas Außerordentliches schließen, durch welche Verfahrungsart der Künstler seinen Stadtrath bei Zeiten aus seiner Ruhe aufzuscheuchen pflegte. Plötzlich, als „Welt und Teufel" nahten, stellten sich, auf des Organisten Wink, zwei handfeste Schüler neben ihn, und fingen auf dem obern Manuale mit Fingern, Armen, Achseln und Gesichtsmuskeln solchergestalt zu „widerstreben" an, und ein dritter haushoher Kerl begann einem zum Himmel schreienden Rückpositivchen mit seltsamen harmonischen Dissidien und Purzelbäumen dermaßen Gewalt anzuthun, daß endlich auch die ganze musikalische Bürgerschaft im höheren Chore willig zu widerstreben genöthigt ward. Der Erhabene saß indessen, mitten zwischen den zwei Welten, und den Teufel mit der ganzen Bürgerschaft im Rücken, ruhig an Gottes Statt da, und während er mit Allem, was an Fingern, Fußspitzen und Absätzen ein Stück vom Grundton ergreifen und erkratzen konnte, eine Art von tasto solo hielt, wovor ich noch jetzt zuweilen mit Schrecken und Grauen zusammenfahre, und damals selbst seinen drei langen Satanen bange ward, sah er vorn mit verklärten Augen zum Himmel, und mit dem Hinterkopfe den Rücken hinab bis auf das Pedal. Nun bitte ich Ihre Durchlaucht, und frage im Namen der Kunst: sollen dergleichen Gegenstände unverewigt untergehen?"

Der Fürst lachte, und Fink triumphirte. „Ohne die Abmahnungsgründe Ihrer Freunde näher zu untersuchen, sagte Jener, muß ich Sie meines Beifalls versichern; und, aufrichtig gesprochen, ich trage selbst großes Verlangen nach baldiger Ansicht Ihres Hektors und der singenden Gemeinde. Uebrigens möge Gott allen Gegenständen gnädig seyn, die das Unglück haben, Ihnen auf diese Art zu sitzen!" Er wandte sich warnend zu seiner Begleitung.

„Ich glaube, sagte der Graf verbindlich, die Ehrensäulen sitzen nicht sonderlich fest in Ihrem Pinsel. Wir können immer auf unserer Huth seyn. Doch bin ich wohl am sichersten vor der Satyre, da ich unter uns allen bekanntlich am tugendhaftesten lebe."

„O, antwortete Fink mit einer tiefen Verbeugung, ein junger Mensch weiß sich zu bescheiden. Auch verfolgt die Satyre allerdings nur den, der ihrer werth ist. Dieß alles ungerechnet, werden übrigens der Herr Graf, sobald ich die Ehre haben sollte Ihnen näher bekannt zu seyn, leicht finden, daß ich die sanfteste und ehrlichste Haut unter meiner ganzen Bekanntschaft bin!"

Für den Nachmittag schlug jetzt der Fürst Schweizern und Brixenfelsen eine Fahrt nach seinem benachbarten Jagdschlosse vor. Fink war schon zu allerlei Promenaden, und Steinach bei der Hohenblat'schen Familie versagt. Franziska und Ida waren nur kurze Zeit da

geblieben, welches die Gräfin zu verstimmen schien, weil es ein baldiges Auseinandergehen der Gesellschaft veranlaßte. Luise hatte auf der Gräfin Einladung die kurze Antwort gegeben: sie lasse bitten, Emilien und sie zu entschuldigen.

Sobald der Fürst mit den Uebrigen fortging, zog Schweizer seine Freunde tiefer in den Wald. „Schöne Neuigkeiten! brach er affektvoll aus: Blutige Neuigkeiten! Jedermann sagt mir, diesen Abend werde Ida an den Präsidenten von Pölten verlobt.“

„Ei, sagte Steinach, mir geht da ein düsteres Licht auf! — Nun? der Fall scheint dich zu geniren?“

„Ach Bruder, fuhr Jener heraus, seit einer Stunde seh' ich, daß ich ihr nicht gleichgültig bin. Sie würde mich vielleicht lieben —“

„Schön, erwiederte Brixenfels, so wird sie sich nicht mit dem Präsidenten verloben.“

„Du bist sonderbar! fiel Schweizer ein: Der Vater, die Mutter, ... o, ich sage dir, der Präsident ist die erste Partie im Lande!“

„Laß dir sagen, tröstete Fink, er ist ein kleines Bißchen Pedant, und du —“

„Ich bin, sagte Schweizer stockend und wie außer sich, ich bin — ein Bürger — mein Gott, ich bin ein armer, reisender Maler! Ja, ich muß den entscheidenden

Schritt endlich wagen, aber, mir graut vor dieser mißlichen Probe!"

„Und warum eben? sagte Fink. Alle fürchterlichen Prädikate, welche du dir eben jezt beilegtest, vertragen sich sehr wohl mit der wahren Liebe. Die Liebe ist ja nicht von irdischem Adel; sie sucht keinen andern Reichthum als den angestammten ihrer eignen Größe und Ewigkeit; sie ist selbst eine reisende Malerin, ein himmlischer Gast, der sich über Länder und Meere schwingt, um über die trüben Augenblicke der Sterblichen ein rosiges Licht zu malen. Aber Brixenfels hatte Recht, daß er dir von dieser Probe abrieth. Laß sie fahren! Sie fängt ohnehin schon an unnatürlich zu werden. Betrachte dich selbst. Kurze Worte und halberdrückte Seufzer fliegen schon wie flackernde Flämmchen aus deinem entzündeten Herzen. Ein einziger holder Blick, den Ida dem Präsidenten in deiner Gegenwart schenkt, wird deine Leidenschaft so mächtig entflammen, daß ihre glühenden Wogen über dir zusammenschlagen. Holla, Freund! Was hast du gegen die Stände? Entdecke dich!"

„Nimm mich zu deinem Brautwerber an, bat Steinach: Du wirst in den besten Händen seyn. Auch kann ich dir zum Troste sagen, daß in der nächsten Woche von der ganzen Verlobungsgeschichte noch kein Wort in der Familie gesprochen werden soll, wie ich gewiß weiß."

„Ich mich entdecken? rief Schweizer: Nein, nein! Auch du weißt nun alles, Steinach; aber ich schwöre dir ewige Feindschaft, sobald du das kleinste Wort verräthst! Diese Sache duldet keine Uebereilung. Laßt mich allein handeln. O, ich fühle es wohl, das zarte, süße Bild wird mich durch die Welt begleiten; ihr Herz, so still, so tief und rein, wie der blaue See in dem der Himmel gern sich spiegelt! Die holde blühende Gestalt, aus jedem Winkel der Erde, all überall wird sie mir entgegentreten! Aber mein Vorsatz steht fest; erst will ich den innersten Quellpunkt ihrer Liebe schauen. Mich, Ida, mich sollst du lieben! Und liebst du mich nicht so, wie ich dir jetzt als ein befreundetes Wesen erscheine, so bist du für mich verloren!"

Brixenfels reichte seinem unruhigen Freunde die Hand. „Des Menschen ganzes Sinnen, sagte er, geht oft nur darauf hin, wie er sich selbst so betrüge, daß ihm die Augen übergehen. Er versucht es, die Wahrheit in selbstgemachten Schlingen zu fangen, während die Göttliche in Unsichtbarkeit zerfließt. Aber, sey ein Mann! Handle selbst; und der Himmel leite dich zum Glück!"

Die Stille, welche heute über dem Familienmahle im Hohenblat'schen Hause schwebte, beunruhigte den theilnehmenden Steinach um so mehr, da er jetzt die

Ursachen derselben im Zusammenhange zu kennen glaubte. Nur Luise schien gutes Muths, und setzte durch manchen freundlichen Scherz auch endlich ihren Vater und den Baron Krüniz in die frohste Laune. Beide Familien, wiewohl sie verschiedene Flügel des Schlosses bewohnten, lebten doch fast den ganzen Tag in einer wohlgeordneten und zwanglosen Gemeinschaft, und in jeder Abtheilung derselben war der Vetter eine gleichwillkommne Erscheinung am guten und am bösen Tage.

Aber heute vermochte er es nicht, den Geistern einen allgemeinen Einklang des Frohsinns mitzutheilen; und da er einmal beschlossen hatte, vor der Hand keinen Theil um Vertrauen zu bitten und jeden nur im alten Zutrauen zu erhalten, so kürzte er seinen Besuch ab, als die Ministerin nach Tisch einigemal anfing ihn in eine abgesonderte Unterredung zu ziehen. In sich gekehrt, und gedrückt von der Hitze des Tages, wandelte er einer kühlen Einsamkeit entgegen, und zog sich bald in die dicksten Schatten des Parks zurück.

Hier saß er lange auf einer weichen Rasenbank, und ging mit sich darüber zu Rath, ob und in wie fern es wohl gut und Pflicht für ihn sey, sich in die Herzenssache seiner Freunde zu mischen. Gern hätte er Ida'n und ihre Aeltern aus einem Mißverständnisse gerissen, welches die erstere tödtlich beunruhigen, die letztern aber in den größten Schrecken versetzen konnte, und doch

so leicht zu lösen war, so lange nur noch kein Theil irgend einen übereilten Entschluß gefaßt oder ausgeführt hatte. Aber auf der andern Seite, wer gab ihm ein Recht über die theuersten Geheimnisse seines Freundes, den er so innig liebte, dem er eben so viel Treue schuldig war als dieser Familie, und der, bei den redlichsten Absichten, doch nun einmal das ganze volle Glück seines Lebens in der Bewahrung jener Geheimnisse und der Ausführung seiner romantischen Grille suchte? Um Schweizern einen so glücklichen Erfolg seines Unternehmens zu prophezeihen als Fink ihm heute versprochen hatte, dazu war Steinach selbst zu sehr Mann von Welt und von Stande; auch konnte er im Grunde das Herz des Fräuleins nicht für so leichtsinnig, oder doch die Stärke ihrer Liebe noch nicht für so ausgemacht und groß halten, daß sie den Wünschen seines Freundes entsprechen werde.

Lange erwog er hin und her. Aber das Resultat fiel doch endlich dahin aus, daß er dem Eigensinne des Grafen nachgeben, und wenigstens so lange schweigen wollte, als er keine allzuleidenschaftliche Stimmung oder tiefsinnige Gemüthsbewegung an der zärtlichen Ida wahrnehmen werde. Uebrigens beschloß er, für die ersten Tage sich immer nahe um seine Freunde zu halten, damit er im Nothfalle sogleich selbst oder durch Emilien zu der Entscheidung ihres Schicksals wohlthätig mit ein=

wirken könne. Glücklicher Weise verstatteten ihm eben seine eignen Geschäfte Zeit und Aufmerksamkeit hierzu.

Noch mit diesen Betrachtungen beschäftigt, bemerkte er durch eine kleine Oeffnung der finstern Laubwand, an welche der Garten des Ministers stieß, einen weißen Schimmer, und sah, indem er die dichten Zweige zurückbog, daß es Luise war, die ihren Weg gerade auf seine Laube zu nahm. Sie hatte sich in ein dünnes, fast durchsichtiges Gewand gehüllt. Das schöne Haar war griechisch um das Haupt aufgeflochten, und ihr reizender Schwanenhals und das himmlisch glühende Gesicht tranken frei die Schattenkühle ein. Die Stelle des Gartens war geheim und dunkel, ringsum von hohem Baum- und Strauchwerk eingeschlossen. Mitten hatte der Minister ein geschmackvolles kleines Badehaus angelegt, an welchem junges Geißblatt lieblich emporblühte.

Unser Philosoph athmete kaum, als sie ihm jetzt in der Nähe ihren vollen Anblick gab, und in Unschuld die jugendlichfesten Formen der Glieder, die fast überall, und in allen Stellungen der Grazien süßwechselnd, durchzuschimmern schienen, dem Auge bot. So reizend hatte er sich Luisen nie gedacht! Sie stand einen Augenblick, reckte den königlichen Hals scheu empor; die glänzenden blauen Augen funkelten spähend nach allen Seiten, und selbst ihr Leibwächter, ein großer finsterer Doggenhund, schnüffelte nach Steinachs Laube hin, worin dieser, als

ein Dieb ihrer Geheimnisse, vor der möglichen Entdeckung zitterte. Allein, sie wähnte sich geheim und sicher, und jetzt, — wer beschreibt Steinachs Entzücken! Jetzt öffnete sie für die Kühlung auf einen Moment das Busentuch; und mit einem tiefen, zärtlichen Seufzer, der nur dem verschwiegnen Zephyr galt, hob sie diesem sanfthauchenden Freunde ihren durstigen Blick und die jungen halbentblößten Hügel einer wallenden Brust entgegen, vor deren Schönheit und reinem Schimmer unser Freund mit seiner ganzen Philosophie in ein tiefes Ach versank.

Aber, es war nur ein kurzer Augenblick, der ihm zu Theil ward. Auf eine Bewegung ihres liebkosenden Wächters, dem sie den Rücken zukehrte, fuhr die Erschrockne schnell herum, und das keusche Geheimniß war verhüllt! Jetzt schwebte das Mädchen zum Bade hin, und Steinach fühlte sich von einer gewissen Ehrfurcht ergriffen, als die hohe glänzende Gestalt im Dunkel des Eingangs noch einmal gebieterisch umhersah. Sie verschwand, und indem sie leise die Thüre verschloß, hörte er einige Töne ihrer melodischen Stimme, worauf das schwarze Ungeheuer sich vor den Eingang setzte und unserm Freunde das verdrießliche Antlitz wies. Die Stille des Orts ward feierlicher; selbst die Singvögel schienen die geweihte Einsamkeit zu scheuen, und flogen leise nach der andern Seite in die lichteren von der Abendsonne

schimmernden Gesträuche, und unserm Lauscher war wie Einem der auf bösen Wegen wandelt.

Wir wollen für jetzt Steinachs Empfindungen nicht näher untersuchen, sondern nur berichten, daß nach einiger Zeit seine Aufmerksamkeit auf die andere Seite der Laube gerichtet ward, wo er ein leises, lieblichtönendes Gespräch vernahm. Sobald er seine Stellung etwas veränderte, zeigte sich ihm in einiger Entfernung die Gräfin Wallenberg, und der lustwandelnde Fink. Im Gespräche lehnte sich das reizende Weib nachlässig an den dunkeln Stamm einer alten Eiche. Ihr Begleiter schien sie sehr angelegentlich zu unterhalten, und nahm jetzt zärtlich ihre Hände zwischen die seinigen, um die weißen Arme mit Küssen zu bedecken, welches sie lächelnd gern gestattete.

„O wie selig, hörte Steinach den schönen Jüngling bitten, wie selig, wer nur an diesen süßen Götterlippen saugen, und den Schleier dieses alabasternen Paradieses heben dürfte!“

„Liebes, unzufriednes Kind, flüsterte das erwarmende Weib: schon der Sonderbarkeit wegen vermag meine Hand nicht dich zu strafen.“

Ihre Lippen faßten sich lechzend im Durst der Sinne, und begannen das Spiel einer zärtlichen Ausgelassenheit; die Arme verstrickten sich im sanften Kampfe; und süßer schien die Nachtigall ihren Beifall herabzuschmettern.

Wildfremd tönte ein leises Geplätscher von drüben aus dem sichern Aufenthalte der Keuschheit dazwischen.

„Des Todes sey Jeder, der sich jenem heiligen Dome zu nahen wagt!“ sagte Steinach, und sandte einen tiefen Seufzer nach dem öden Badehaus. Er hatte indessen hier Gelegenheit, über die seltsame Laune und Feinheit einer ächten Liebeskünstlerin zu erstaunen. Man konnte es ihr recht ansehen, wie gern sie für den jungen Maler in ihre ganze Schwäche versunken wäre; und doch wußte sie sein loses Spiel, wie die Unarten eines schönen Kindes, mit der lieblichsten Laune zu zähmen, weil sie einmal in der Wollust schon bis zu festen Grundsätzen gediehen war, nach welchen sie beim Ende dieses Rendezvous noch schlechterdings das letzte Wort, und Recht behalten wollte. So innig sie nach seinem Genusse verlangte, so wenig vergaß sie doch die Gefahren dieser Vertraulichkeit mit einem jungen heftigen Menschen, der vielleicht zu unbesonnen war, um dann ihre hiesigen Verhältnisse zu schonen. Aber bei all ihrem Reichthum von Witz, Kunst, Klugheit, Naivetät und wahren Reizen, zeigte doch der Zufall Steinachs Blicken so manches Geheime an ihrem Leben und ihrer Gestalt, was bei der Zusammenstellung mit seinem vorhinigen schönen Bilde in ein widriges Licht fallen mußte.

Fink schien endlich sich zu resigniren. Aber seinen letzten Kuß begleitete ein etwas lauter Ausruf der Er-

stase. Laut schlug auch auf der andern Seite der wachsame Hund an, und im Augenblicke hörte man dort die verscheuchte Göttin mit wildem Geräusch auffahren, so wie der Schwan bei Annäherung des Jägers mit schnellem Flügelschlage sich aus den Wassern in die Lüfte hebt. Das lustwandelnde Paar hatte sich erschrocken in den Waldpfaden verloren, und nach wenigen Augenblicken flog auch schon die verhüllte Luise wie ein geschwindes Reh in ihre Hecken zurück.

Steinach kannte zwar die Liebe weniger aus Selbsterfahrung als aus guten Theorien; aber es war wohl natürlich, daß alles was er jetzt gesehen und gehört hatte, eine sehr phantasiereiche Stimmung in ihm erregte, der er sich im Fortwandeln um so lieber hingab, weil sie ihn zugleich auf einen Plan führte, nach welchem er den leichtsinnigen Fink von dieser und ähnlichen Ausschweifungen noch zu retten gedachte. Er konnte freilich selbst nicht umhin, sich die reizende Wallenberg bis zu jenem unwiderstehlichen Zauber auszumalen, welchen das Weib erst durch die höchste Stärke der eignen Liebe erhält, wenn die Besiegte nicht mehr zu widerstehen wagt, sondern selbstbegehrend sich dem Triebe der Natur ergibt, und, nach deren Gebot, den Mann in hoher Wonne umschlingt. Allein das Bild hievon blieb so weit hinter seinem Ideale zurück, daß er bald mit Selbsttadel und Widerwillen den Blick davon abwandte. Unruhig flogen seine Gedan-

ken von Gegenstand zu Gegenstand, von einem Reize zum andern; er vertiefte sich in Betrachtungen über die Liebe und ihre seltsam verschiedenen Arten, und schrie sein Wehe über die Sinnlichkeit der Menschen.

„O wahrlich! fuhr er fort: Die wahre Liebe stammt vom Himmel, und soll den Menschen hinaufheben und vergöttern! Die irdische Liebe lechzt nur den schon bekannten Vereinigungen entgegen. Sie ringt einzig nach der sichtbaren Ueberfülle eines üppigen Lebens; ewig dürstend verlangt sie nur, sich in das schwellende Blüthenmeer des Fleisches zu tauchen; in wilden Wechselflammen verzehrt sie sich; wahnsinnig rennt sie bis jenseits aller Wünsche; dort stirbt sie, getroffen vom Loos des Fleisches, vom Fluche der Zeit! — Sie ist wie ein reicher Weinberg, in welchen wir mitten in seiner Erntezeit geladen sind. Unter allen Rebenzweigen hervor schimmert Gold- und Purpurgluth die Glühenden an. Ueberall reizt uns das hochmüthige Gelächter des Ueberflusses. Der Genuß zieht mit Siegesgeschrei vorüber, und begierig stürzen wir seinem Paniere nach. Das Lieblichste, das Beste von Allem wird willig unser Eigenthum. Bekränzt mit dem bunten Laub der Ernte; umringt mit Körben voll süßer Früchte und allerlei köstlichem Naschwerke sitzen wir da; ja, man nöthigt uns selbst zum Traubensaft noch — Wein zu trinken! Wir scheiden *satt*! Und so endet der zeitliche Rausch!“

„Aber, was hat denn die Erde Göttliches, womit ich dich zu vergleichen wage, du schöne, unschuldsvolle, himmlische Liebe, deren Strahl im Herzen des Jünglings eine Ewigkeit entzündet, und, ach, nur Einmal sein Herz trifft; — nur da, wann der Schuldlose im Leben zum erstenmal auf der niebetretenen Gränze der Geschlechter ahndungsvoll der zagenden Geliebten naht! O, du bist ja nur ein seliges Kind, das in endloser Jugend und Schönheit zwischen den Reichen der Religion und der Poesie herumfabelt! Und doch nenne ich dich ewig die wundervolle keusche Mutter aller Gedanken der Unschuld, aller Blüthen der Reinheit, die der wachsende trübe Strom des Lebens nimmer aus der Seele wieder fortzureißen vermag! Ich will dein Wesen und Treiben dem treibenden Frühlingshain im Heraufsteigen der Morgensonne vergleichen, in dessen Heiligthum zwei schöne Kinder zum erstenmal eintreten. In der fernen Stadt geboren, kannten sie das Aufblühen des Jahres nur aus der Erzählung ihrer Aeltern und der geschwätzigen Amme; nie sahen sie den Frühling werden, bis der Vater aufs Land zog. Der erste anbrechende Morgen weckt die Glücklichen zum Spiel in der freien mildwehenden Luft. Da liegt der nahe Wald vor ihnen, abentheuerlich in mystischem Weißgrau. Schwarzbraun schlummern noch seine Tiefen, von der röthlichen Knospenschaar und den helleren Stämmen nur sparsam durchschimmert. Aber der

Frühduft von all jenen strebenden Blüthensäften zieht heran, und schon der Instinkt läßt die Kleinen dort etwas Sehenswerthes ahnden. Sollen sie es wagen? Die Aeltern verboten es nicht; sie wissen es nicht; Vater und Mutter schlummern noch unbesorgt! Ja, endlich betreten sie, schüchtern und feierlich, das romantische Reich der Knospen. Aber die Herzen pochen. Ein Frösteln befällt die Unschuldigen. Die Seele erbebt so wunderbar in diesem Dunkel; und in der Morgenluft weht eine leise Stimme: wachet auf, denn die Zeit des Frühlings ist da! Jetzt werden sie weinen; und zitternd fassen sich die kleinen Hände! Da blickt die Morgensonne siegreich ins Heiligthum herein! Ueberall flattert schon ein freundliches Grün durch den Wald; leichtfertig lassen junge Birken ihre Rispel und duftigen Wellenlocken auf die Locken der Kinder nieder; mit sanftem Säuseln spricht ihnen jeder Baum Trost zu; das Chor der Waldvögel begrüßt sie; ein immer schwellender Reichthum von rosigem Glanz umstrahlt ihre Gestalten; auf dem jungen Moose wird jetzt die seltne Waldblume von der Beleuchtung sichtbar, und mit den Thauperlen des Morgens mischen sich die zarten Kinderthränen. „Es ist der Frühling!“ rufen die Glücklichen, und das ganze Land der Hoffnung thut sich auf vor ihrem Blick. Unvergeßlich, und in wechselloser Schönheit liegt dieser Morgen bis zum Abend ihres

Lebens in der Seele da. Keine Zeit vermag seine Wonnen aus dem Reiche der Vergangenheit zu vertilgen!"

Ein starker Donnerschlag weckte Steinachen aus seinen Betrachtungen, die ihn die schnelle Veränderung der Luft und ein annäherndes Gewitter nicht hatten bemerken lassen. Alles bebte vor Gluth. Der Wind war aus Mattigkeit eingeschlafen, und nur die zitternden Bewegungen der heißen Lüfte verkündigten die Angst der Natur vor diesen nahen Schrecknissen. Das zackige Wolkengebürge wogte langsam herauf, kreisend in der Zwillingsgeburt des Segens und Verderbens. Schon fielen einzelne Tropfen. Die Wagen der zurückkehrenden Luftfahrer rasselten heran. Alles suchte Schutz. Die Menschen sicherten ihre Wohnungen vor dem Sturme; die Vögel versteckten sich ängstlich unter die Dächer der Gebäude; und selbst die Bewohner des Sees kamen in Schaaren aus ihrer matten Tiefe neugierig herauf an die seichten Ufer, um von dem langentbehrten kühleren Wasser des Himmels zu schlürfen.

Kaum hatte Steinach die Einsiedelei erreicht, als die Wolken anfingen, majestätisch in Blitz und Donner auszubrechen, und ihren Reichthum in fruchtbaren Güssen hieniederzuströmen. Glücklich stand er in der Thüre da; denn er konnte sehen, wie der liebe Regen gerade

nach Hallenbach zog, und sich über seine ganze Flur ausbreitete. Das Gewitter hatte sich schnell und gnädig entladen, und bald schmolzen die Gewölke in einen allgemeinen neblichen Schleier zusammen, der nach Westen zu von der Abendsonne schwach erleuchtet ward. Ein frischer Wind zog durch die Luft, und wehte die Tropfen von den gesättigten Bäumen.

Bald gesellte sich auch Schweizer zu seinem Freunde. Er stattete Bericht von seiner heutigen Fahrt und der verstärkten Anhänglichkeit des Fürsten ab. Dann beschlossen die Freunde, den bevorstehenden schönen Abend bis tief in die Nacht im Freien zu genießen.

„Das ist abscheulich, bei dem lieben Gewitter solche Possen zu treiben! Und den Augenblick geben Sie mir es wieder!“ tönte jetzt die laute Stimme der Jungfer Zehlein in der Einsiedelei. Fink stürzte zur Thür heraus und rief zurück: „Ei was, das Gewitter ist längst vorüber, und wir dürfen wieder lustig seyn!“

„Apropos, Herr Fink!“ sagte Steinach, und schilderte ihm den Platz wo er ihn behorcht hatte, mit allem was man da sehen und hören könne, so genau, daß er roth ward.

„Ein böses Omen, sagte Schweizer, daß der Delinquent bei diesen Bemerkungen die Farbe ändert!“

„Uebrigens, versetzte Fink, verspare lieber dein Gezänke bis wir uns einmal unter vier Augen sprechen

können; denn gegenwärtig bin ich wieder wegen eines Diebstahls auf der Flucht. Du hast doch einmal die Ehre gehabt mit anzusehen, wie ein großer Mann sich in die vorliegenden Umstände zu fügen pflegt. Auch kannst du dich selbst der ganzen Predigt überheben, weil ich dir dann vor allen Dingen werde berichten müssen, daß Sie und ich noch zuletzt einen sehr sanften, äußerst seltsamen, aber ewigen Abschiedsvergleich geschlossen haben, der mir jetzt so sauer nicht mehr zu halten wird, seitdem ich des Feindes Land in jener Nähe zu recognosciren das Glück hatte. Ha, dort kommt der neue Feind, oder vielmehr der alte böse!"

„Ich bitte mirs in vollem Ernst aus, Herr Fink!" rief jetzt die heranstürmende Jungfer Zehlein mit einer höflichen Verbeugung gegen die beiden Andern.

„Um des Himmels willen! schrie Fink: Helft, helft! Sie will mich entführen! Sie will den grausamsten Abakt begehen!"

„Was hat Ihnen der leichtfertige Dieb genommen, Mamsell?" fragte Schweizer die Aufgebrachte.

„Nichts von Werth! sagte Fink: Einen Kuß, — und den will sie wieder! Nun, da bin ich!"

„Spaß apart! drohte sie: Meine Nichte versichert mich auf Ehre, Sie hätten's genommen."

„Geben Sie mir, rief der Dieb, vorher mein gestohlnes Herz zurück! Jungfer Getrude Christine Zehlein

gestehet also ein, daß sie vor menschlichen Augen in den einzigen Sohn verliebt ist, der jemals des Unterzeichneten vermuthlichen Vater Papa genannt hat? Nun, und was hätt' ich denn?"

„Wenn ichs denn sagen muß, gestand sie mit Erröthen, mein Neglischee!"

„Pah, schrie Fink: ein da und dort beinah ein wenig schadhaftes Nachtjäckchen von Schwanenboy! Ihre Nichte war froh, daß es endlich einmal durch mich wegkam. Und soll ich denn auch nicht das kleinste Pfand und Angedenken von diesem unvergeßlichen Leichnam zu meiner Ergötzlichkeit besitzen? Aber, es sey! Ich werde es mit allen seinen schwachen Seiten restituiren, sobald ich erst einen Kuß erhalte, und das langersehnte Jawort, hier vor zwei Zeugen unter freiem Himmel. O, welch ein süßer Blick! Wahrlich, unter allen Aepfeln, die alljährlich von der alten und jungen Menschheit bei und außer, auch auf und unter dem Tische gegessen werden, ist doch keiner von so köstlichem Geschmack als der Liebesapfel, der deinem Augapfel so sehr gleicht, süße Gertrude! Ich will des Satans seyn, wenn wir nicht noch ein Paar werden! Leider habe ich meine Neider! — aber besser ists Neider, als Mitleider. Laß sie alle kommen, und dir Liebeskantaten und Serenaten bringen, und die künstlichsten Melodien heruntergurgeln — ha, mein Herz soll tasto solo halten, wie mein Orgelspieler,

und durch seine Eintönigkeit alle ihre Modulationen überschreien. Die Hand her! Mein Gott, bringen Sie mich doch nicht durch Ihre Grausamkeit tagtäglich tiefer in den Abgrund des Generalbasses! Sieh mich an, liebe Mitchristin! Hier steht ein nettes, frommes, devotes Männchen; hier blüht die Blume unter der ganzen christlichen Flora; hier steht die ganze werthe Christenheit in nuce! Mein Herz kennst du, — ein edles Herz, ein großes Herz; ungeheuer groß! — enfin ein Herz, worin man einen Gaul todtjagen kann!"

„Man muß sich nur vor fremden Leuten schämen! sagte sie mit unzerreißbarer Geduld; denn sie war dem Thoren von Herzen gut. Ach, du mein Himmel! Ich könnte ja seine Mutter seyn!"

„Und ich dein Sohn, fuhr Fink fort: ich weiß es wohl; aber was thuts? Du adoptirst mich erst, mein Kind, dann heirathest du Vater und Sohn auf einem Brete! Davon haben alle Theile Vortheil. Unsere Ehe wird nicht kinderlos seyn; denn ich, als mein nunmehriger Vater, bringe dir sogleich mich, als einen wohlgestalteten Knaben zu. Bei der Gelegenheit komme ich wieder einmal in jenes selige Alter, in dem der Mensch noch Vater und Mutter ungestraft um einen Apfel prügelt, und Zucker dafür bekommt, daß er seinen Großvater eine Canaille schalt. Dieser Stand der Unschuld soll mir wohl schmecken. Du wirst eine gute Stiefmutter

seyn, und ich, ich werde über den ehelichen Pflichten gewiß die Schuldigkeit eines Vaters nicht vernachlässigen. O, man soll kein treueres Vaterherz in der Welt finden als das meinige! Ich will meinen Vater halten wie einen leiblichen Sohn! Und wenn dich der Mann in unsrer Ehe, wie nicht zu hoffen, barbarisch traktirt, und du kommst mit der Sävizienklage an einen Referenten, der auch ein böses Weib hat, so wird dir wieder ein doppelter Profit aus dieser Tripelallianz erwachsen; nämlich, du verklagst mich bei einem andern Gericht als deinen ungerathnen Rangen, und enterbst mich hinter dem Rücken deines Mannes de facto!"

„Werden Sie bald ein Ende machen?" sagte sie zornig.

„Mit deiner Noth? erwiederte er: Du siehst ja, wie ich mir den Kopf zerbreche. Aber wenn ich dir so nahe bin, wenn ich auch nur sehr vorsichtig und listig am rauschenden Schlunde deiner Liebe herumspaziere, so vergehen mir doch sogleich die Sinne von diesen Dämpfen. Doch halt! Die Sache wird sich machen lassen. Da besinne ich mich auf einen Einfall, über welchen das Kalb in der Kuh lächeln soll!"

Endlich trieb die Ungeduld das geplagte Weib fort, und Fink lief hinterher, um ihr seinen Einfall in der Küche mitzutheilen.

„Wer wird ihm doch Charakter geben, rief Schweizer dem Forteilenden nach: diesem lockern Aggregat von tausend genialen Nüancen! Er springt mit seinem Kopfe so toll als klug um; er verschwelgt den Reichthum seines Geistes in unnatürlicher Ueppigkeit, und ach, diesen Sinn verträgt die Kunst nicht!“

„Laß ihn noch wüthen! sagte Steinach. Ich hoffe, der Augenblick ist nahe, wo diese trüben Formen sich endlich zum bestimmten klaren Ganzen gestalten werden.“

Die zwei Freunde schweiften jetzt, da die Pfade schon wieder trocken waren, durch den Park, dessen ganzer Bezirk die würzigsten Wohlgerüche aushauchte. An der Gränze fanden sie auch die drei Damen aus dem Hohenblat'schen Hause, mit dem Baron Krüniz, die einen Gang durch den Fürstengarten gemacht hatten. Luise rief sogleich Steinachen zu: „Kommen Sie doch mit in unsern Garten; mich dünkt, es wäre dort noch schöner als hier; und wir haben auch mehr Aussicht, als in dieser Waldgegend.“

„So bin ich wieder zu Gnaden angenommen? sagte Steinach. So geht mir noch spät am Abend meine liebe Sonne wieder auf?“ Sie lachte freundlich mit ihm, und sagte nichts.

„Das dank' ich meiner Emilie!“ schmeichelte er, und küßte diese im Fortwandeln leise und heimlich auf den Mund. Luise sah eben herum, und erröthete, sprach

auch kein Wort weiter, bis sie alle im Garten auf einer hohen Terrasse mitten unter den Blumen standen. Nur Emilie und Steinach blieben noch in einiger Entfernung, und sprachen in abgesonderter Vertraulichkeit.

„Erlauben Sie mir, sagte Schweizer, bei Gelegenheit der glücklichen Wiederaufnahme meines Freundes die Bemerkung zu machen, daß die Frauen niemals sanfter und friedlicher gestimmt sind, als in der lieblichen Abendkühle nach einem heißen Tag, oder überhaupt, sobald sie die Kleidung des Tages mit dem leichtwallenden Abendgewande vertauscht haben, in dessen reizender Hülle auch Sie, meine Damen, uns jetzt erscheinen.“

„Sagen Sie lieber, erwiederte Luise, indem sie sich tiefer in ihr weißes Gewebe hüllte, daß das Weib überhaupt gegen den Feind seiner Freiheit weit öfter gütig ist, als es seyn sollte! Emilie! Hast du dein Herz von seinen Geheimnissen bald entledigt?“

Wie sie nicht hörte, schlich Herr von Krüniz leise zu dem kosenden Paar, und sagte: „Darf man stören, mein schönes Fräulein?“

„O, es herrschen keine Geheimnisse unter uns beiden, Herr Baron!“ rief sie und sprang mit Steinachen zu den Uebrigen.

„Doch, doch, Herr Baron! sagte Luise: Um vergnügt zu seyn, müssen diese Beiden sich immer von Andern absondern.“

„O nein, erwiederte Emilie: ihr sollt sogleich Antheil nehmen. Wir erinnern uns an einige Jugendscenen. Wißt ihr noch, Ida und Luise, wie wir in jenem Winkel einmal Steinachen begruben? — und, als er ganz mit Blättern und Moos bedeckt war, und kein Zeichen des Lebens mehr gab, alle drei anfingen zu weinen?"

„Wir sind einige Zeit zusammen erzogen worden, erläuterte Luise, und mein Vetter versprach damals noch weit mehr Gutes als er jetzt leistet, wo es unter andern auch zu seinen Hauptgenüssen gehört, mich zu ärgern." Sie zog Emilien freundlich an ihre Brust, warf Ida'n einen Kuß zu und fuhr fort, indem sie den heitern Blick auf Steinachen richtete: „Wer von uns sehnt sich nicht in jene glücklichen Zeiten zurück? Ich schäme mich nicht, euch zu gestehen, daß ich mir kein höheres Glück wünsche, als — noch eine einzige Stunde gerade so mit euch zu spielen wie damals! O, wie schön, wie gut und froh waren wir! Und wie einsam fühlt Jeder sich jetzt gegen jene gesellige Zeit, selbst mitten in unserer Vereinigung! Werdet ihr mir glauben, wenn ich es ausspreche: daß einzig die Erinnerung an jene blühenden Augenblicke meinem Herzen eigentliche hohe und reine Freuden gewährt? Mir ist dann immer so wohl und wehe, als schaute ich von einer steilen Felsenküste ins Weltmeer und über die forteilenden Schiffe hin, in den

blauen Raum, um die Heimath ferner Freunde aufzusuchen. Ach, ich vermag es ja nicht, beschloß sie mit weicher Stimme, meine eigene Rührung zu schildern!"

„Es ist so schön, sagte Ida, wenn das Leben sich uns beim Andenken an Jugendgespielen zuweilen auf Momente zum Frühling verjüngt!"

„Luise! sagte Steinach, und drängte sich an sie, und hielt ihre Hand fest an seinem Herzen: Welch ein Himmelreich haben Ihre Worte in mir aufgeschlossen! Auch mir war es jetzt wieder, als schlänge sich der Strom meines Lebens plötzlich herum, und blitzte wieder hinauf zum stillhervorspielenden Perlenquell der Kindheit und zu seinen süßen Blumen! Wahrlich, ich war droben, und spielte wieder mit deinen kleinen Händen!"

Sie sah ihm zärtlich ins Auge, und verbarg die herabrollende Thräne nicht. „August, flüsterte der wehmüthige Mund, ist sie denn ganz unwiederbringlich dahin, diese Zeit?"

Er nickte schmerzhaft, und fuhr dann fort: „Sobald der Mensch bei dem Pfahl angelangt ist, woran das Schicksal sein Leben bindet, erscheint ihm die Lage desselben schwärzer als sie seinen Freunden vorkommt, die sie nur von außen betrachten und ihn oft glücklich preisen wenn er es am wenigsten ist. Er schaut hinaus, und sehnt sich nur nach den Genossen seiner Jugend zurück; wo diese sind, da, glaubt er, weile auch

noch das Glück seiner Kindheit. Aber drin bei ihm scheint alles ausgestorben, und nur die Erinnerung treibt noch spärliche Blüthen. Er schätzt sich der armen Wachtel gleich, deren Häuschen von außen schön grün und bunt gemalt ist. Doch am Vorgitter brennt die Sonne; und ach! wenn draußen im Lande der Freiheit der wohlbekannte Strich ihrer Gespielen durch die kühlen Lüfte vorüberzieht, stößt sich die kleine Gefangene am zierlichen Schnitzwerke das Köpfchen ein! Aber, das Vögelchen hat Recht, der Mensch Unrecht; denn nichts soll dem Freigebornen seine Freiheit rauben. Und bin ich denn selbst frei! O, ich fühle es wohl, mein Herz wird sich sehnen wie das Herz des kleinen Vogels, wenn nun einmal meine reisenden Freunde wieder bei Hallenbach vorüber, und nach den wohlbekannten Alpen hin ziehen."

Schweizer und Ida hatten seit einigen Minuten sich, Hand in Hand, Eins in des Andern Blicken gespiegelt. Die allgemeine rührende Stimmung ließ es die Uebrigen nicht bemerken, daß Ida bei den letzten Worten sich lebhaft wegwandte, und nach ihrem Tuche griff, und daß Schweizer Steinachen einen freudeglühenden Blick zuwarf. Die beiden Freunde reichten sich die Hände, Ida und Luise sahen in die Ferne hinaus, und der bescheidene Krüniz äußerte seine Rührung dadurch, daß er Emiliens Hand an seine Lippen drückte, und herzlich ausrief: „Der gute Herr von Steinach!"

„Aber, fuhr Steinach jetzt fort, und wandte sich von neuem zu Luisen, als die Wachteln im Felde stärker lockten: wir dürfen nicht vergessen, daß die Gottheit uns die unschuldigen Freuden jenes verlornen Kinderparadieses das ganze Leben hindurch in schönen Bildern nachempfinden läßt. Sind wir nicht jetzt alle, — freilich nur für den Augenblick, — wirklich wiedervereinigt? Sind wir nicht in so mancher Rücksicht, obgleich nicht im Ganzen, mehr als Kinder? Seht doch um euch! Diese üppige Natur gibt heute ein herzliches Bild von unsrem eignen Leben. Sie ist nicht mehr der Frühling des Aprils, aber sie ist der zweite, reichere Frühling des Sommeranfanges, der letzte mächtige Safttrieb des Jahres, welchen der warme Regen hervorgelockt hat. Er gleicht jenen Regen, Emilie, die wir unsre Morchelregen nannten, wenn im Frühlinge das erste fruchtbare Naß auf die lauschende Erde niederträufelte, und in Einer Nacht der Rasen herrlich aufgrünte; wenn alles duftete, die Blüthen aufsprangen, und selbst die todte dumpfe Erde des Tannenwaldes, vom linden Frühlingsschauer erwärmt, dem Menschen ihre zarten köstlichen Morcheln zur frühen Jahressteuer freundlich hervortrieb, und den suchenden Kindern zum Freudenplatze ward! Hat nicht unser Gewitter denselben Duft, jenen Frühlingsrauch zurückgelassen? Mir ist, als hörte ich überall neue Knospen mit wollüstigem Geräusch aufgehen;

fettes Grün bricht im Triumphe hervor; lispelnd küssen sich neuverwandte Zweige; und tausend Blätter, die noch nie den Gespielen naheten, strecken sich in wachsender Sehnsucht zum erstenmal einander zu, wie die Arme der Liebenden; süß duftet die Birke ihr Harz umher; die Knoten der Balsamtanne springen vor Ueppigkeit, und fließen von selbst über; eine neue Hoffnung ist heute zu neuem Glanz ihres tröstenden Grüns, dieser unverlöschlichen Farbe des bessern Lebens und der Unsterblichkeit, vom Himmel herabgeströmt. Seht, wie dort die Saat schwillt! Der bläuliche Dampf einer übervollen Kraft hat sich auf ihren Wellen gelagert, und zieht geheimnißvoll den Schleier über die bräutliche Begattung des Sommers mit der reizenden Au. Und, des Menschen Herz sollte in dieser Zeit der Wonne ungerührt bleiben, und seine eigne süße Bestimmung, die Liebe, vergessen können? Ha, der Westen flammt noch im Purpur! Gewiß ist in diesem Augenblick hinter jenen Bergen das Wolkenland zerrissen; denn fern am östlichen Gebirge blitzen noch zinnoberrothe Kanten unter der rauchenden Stirne. O, hätten wir Flügel, um uns aufzuschwingen in das Regenbogenmeer, und dort die scheidende Kugel noch einmal mit Jubel zu grüßen!" So verlor sich Steinach noch eine Zeit lang in seiner feurigen Phantasie.

„Guter Junge! sagte Schweizer, und drückte ihn

an sich: Dein Herz ist heute so schön und wunderbar bewegt."

„Der Gewittertag hat es gerührt; versetzte Jener: Ihr wißt nicht, was es heißt, etliche Jahre lang völlig einsam leben, und täglich dem kargen Gotte des Reichthums opfern zu müssen! Aber was will ich? So nahe meinem Ziele, kann ich mich jetzt durch eine Kleinigkeit frei machen, die noch dazu von mir selbst abhängt! Die Welt wird mir wohl thun. Soll ich wieder mit euch ziehen?"

„Herrlicher Gedanke!" sagte Schweizer.

„Steinach!" riefen Luise und Ida mit flehender Stimme.

„Nein, sagte Emilie, und blickte ihn zärtlich an: ich rathe ihm nicht ab. Er weiß sich selbst zu rathen."

„Emilie, wenn du mich noch liebst, so sey ruhig! bat Luise: Laßt uns lieber diese schöne Welt noch durchstreichen und genießen, denn es dunkelt schon. Aber kein Wort mehr von jener Thorheit!" Sie nahm Steinachs Arm, und man wandelte traulich durch den Garten, umwogt von den Düften der Rose und dem leisefließenden Nachtviolenbalsam. Nur selten ließ sich hier und da ein Wort der Rührung und Bewunderung hören. Man fühlte still die Schönheit des Abends, und fühlte, daß auch jeder Gefährte davon gerührt war. Aber Ida hatte vorhin schnell und ängstlich Emiliens Arm ergriffen, und

die beiden Herren gingen nun verdrießlicher nebenher, als Steinach an der Seite seiner Versöhnten.

„Ich danke Ihnen heute sehr glückliche Augenblicke! sagte er nach einiger Zeit zu Luisen: Warum sind Sie nicht ewig so, meine Liebe?“

„Weil ich mich vor euch Männern fürchte; weil, — ich habe es Ihrem Schweizer vorhin schon erklärt, — weil überhaupt nach meiner Meinung die Frauen in der Regel viel zu gütig gegen euch sind. Ich versichre Sie, August, daß diese Meinung mir wahrhaft von Herzen geht und meine Seele wider die Männer empört!“

„Sie haben allerdings Recht! sagte er nach einigem Besinnen: dieß liegt aber nicht in uns allein, sondern hauptsächlich in den besondern Pflichten, welche schon die Natur Ihrem Geschlecht, oder dieses sich selbst gegen das unsrige auflegt. Ich will es versuchen, Ihre Gedanken hierüber zu berichtigen, wenn Sie mir versprechen wollen, nicht ungeduldig und heftig zu werden.“

„Nicht doch, Steinach! sagte sie gutmüthig; wie kann man einer Freundin ein solches Versprechen abfordern, so lange man nicht Willens ist, Unsinn vorzubringen! Oder, bin ich denn schlimm?“

„Bewahre! lachte er: Nur sehr lebhaft und scheu! — Aber, ich fahre fort. Schon das ist im Grunde ganz irrig, daß man gewöhnlich die Frauen für das physisch zartere Geschlecht hält. Das männliche bedarf einer weit

größern und sorgfältigern Pflege als die Frauen, die schon in der zartesten Kindheit viel leichter gedeihen und mit weniger Mühe großgezogen werden. Ich getraue mir zu behaupten, daß dieß wenigstens bei fünf Sechstheilen unsrer europäischen Menschen als Regel gilt; auch nehmen es die Frauen selbst, wie ich sehr oft bemerkt habe, für bekannt an. Und so erscheint mir denn in ihrer eignen Meinung, „daß der Mann neben ihnen wie eine edlere, oder doch wichtigere, zartere, seltnere Pflanze zu betrachten sey," wirklich der erste Grund von ihrer gutwilligen Unterwürfigkeit, und von jener innigen Anhänglichkeit für uns, die außerdem unbegreiflich seyn würde. Wie könnte auch sonst die Frau, gleich vom Hochzeittage an, und oft schon früher, so viele Verrichtungen für den Mann übernehmen, die man ohne Bedenken Magddienste nennen darf? deren Verweigerung übrigens, es sey auf dem Lande oder selbst in den höheren Ständen, jede Nachbarin an der andern mit der größten Bitterkeit zu tadeln pflegt; für die aber doch der Mann eigentlich noch gar nichts zur Gegenleistung thut, als daß er eben Mann heißt, zufrieden ist, oder höchstens einmal seinen Beifall darüber äußert, daß die Frau ihre Schuldigkeit that, welche Aeußerung gewöhnlich von ihr sehr hoch, und von ihren Freundinnen oft noch mit stillem, zweifelhaftem Lächeln aufgenommen wird. Ohne gerade mehr Stärke zu besitzen,

wendet doch das Weib gewöhnlich mehr Kraft und Behendigkeit auf, als der Mann. Freiwillig stellt sie sich neben ihm in offenbaren Nachtheil, indem sie allen jenen häuslichen Verrichtungen sich unterzieht, die ihm zu unbequem, vielleicht gar zu unanständig sind. Ja, wie oft arbeitet die Frau eines Handarbeiters wirklich härter und anhaltender als er selbst; wobei sich immer noch ohnehin versteht, daß sie, während er ruht, für die ganze Verpflegung des Hauswesens obendrein allein sorgen muß! Wehe der Frau, wenn sie eher schlafen geht, oder später aufsteht als ihr Mann; wenn sie den Kranken nicht mit der größten Sorgfalt wartet, und nicht die Nächte an seinem Bette verwacht; wenn ihr Bestreben, zuweilen ein Wort bei den männlichen Geschäften mitzureden, oder ihren Antheil am Hausregiment zu behaupten, nur irgend sichtbar wird; wenn sie sich den kleinsten Genuß erlaubt, wovon sie dem Manne nicht das Allerbeste zutheilt; wenn sie Gesundheit und Jugend für ihre Kinder zu schonen wünscht, oder etwa gar dem Manne deßhalb Vorstellung thut; wenn sie irgend eine Lieblingsneigung blicken läßt; und, wehe ihr, wenn etwa der Mann selbst über einen von diesen Punkten, deren ich noch sehr viele anführen könnte, nur die leiseste Beschwerde äußert! Unerbittlich lästert man die Arme sogleich, und nennt sie bequem, lieblos, herrschsüchtig, selbstsüchtig, und wie die Ehrentitel alle heißen! Dem Manne hingegen legt man

alle jene Dinge fast gar nicht zur Last; denn, sagt man, er darf es ja, er ist ja der Mann! Steht er nun aber wirklich früher auf, wacht er einmal am Krankenbette eine halbe Nacht unter lauten Klagen über Mangel an Ruhe für seine vielen Geschäfte; erlaubt er seiner Frau das ihr gebührende Hausregiment zu führen; macht er ihr, die doch für Momente seines Glücks Jahre hindurch leidet, ein einziges Vergnügen, oder verweigert beim Mahle den besten Bissen, um ihn seiner Pflegerin zu gönnen; schont er die Geliebte für seine eigne Liebe und Wonne; hält er seine Lieblingsleidenschaft, gerührt von den Thränen der Gattin, nur einigermaßen in Schranken: o, wie dankbar ist sie dafür, wie heiß liebt sie ihn, mit welcher Wärme fließt sein Ruhm und Lob von ihren Lippen!"

„Ihr Männer! brach hier Luise aus, rührt euch denn alles dieß nicht? Habt ihr denn kein menschlichfühlendes Herz? — Aber lassen Sie uns von andern Dingen reden!"

„Geduld, Liebe! sagte Steinach: Und wie volltönig schallt es nun sogleich aus dem Munde der Welt: Welch ein guter Mann! Wie opfert sich dieses Muster von guten Ehemännern auf! Wer sich einen bessern Mann als diesen wünschen wollte, wäre keines Hellers werth! Gut, Luise! Und wer ist es denn nun, der alle diese Urtheile fällt; der in hundert Fällen neun und neunzig mal unbe-

sehen und ungehört dem Manne Recht gibt und das Weib verurtheilt? — Ihr eignes Geschlecht ist es, meine Freundin! Dieses Geschlecht, welches immer nur mit einer Art von Scherz die Gleichheit der Geschlechter verfechtet, nur insgeheim zuweilen die Männer unterjocht, aber im Ernste stets die Schuldigkeit anderer Frauen zum unbedingten Gehorsam anerkennt; oft sogar in diesem Gehorsam selbst eine gewisse Ehre sucht; öffentlich die Männer wegen des Pantoffels höhnt und reizt; öffentlich die herrschsüchtigen Frauen mit Hohngelächter an den Pranger stellt, und es mit einer ächten Schadenfreude ansieht, wann einmal dieser oder jener Mann sein Weib mit Gewalt zur Raison gebracht hat! Niemand ist geneigter die Frauen gegen ihre Männer zu vertheidigen als wir selbst; und Niemand widerspricht uns gewöhnlich mit größerer Leidenschaftlichkeit (ich möchte es eine allgemeine Eifersucht nennen,) als die Frauen selbst, sobald wir die Güte, Treue und Schönheit eines weiblichen Wesens in Schutz nehmen. Die meisten Frauen (ich weiß, was ich sage,) läugnen es gar nicht, daß sie den Männern gewogner sind, und, was mehr sagen will, daß sie unserm Geschlecht überhaupt mehr Gutes zutrauen, als dem ihrigen. Was sagen Sie hierzu?"

„Ich verstehe Sie vollkommen; sagte Luise mit einem ängstlichen Seufzer: Aber ich habe keinen Sinn

dafür, um diese Widersinnigkeiten für wirklich wahr und gangbar unter meinem Geschlechte zu halten; wiewohl ich Manches aus Ihrer Schilderung schon selbst mit angehört, dieses aber nur für die Schlechtigkeit einiger elenden Auswüchse erklärt habe."

„Freilich, fuhr er fort, zeigt sich diese Sinnesart nicht in der Kindheit, sondern nur erst dann an den Frauen, wenn sie mit Männern in irgend eine Verbindung kommen, bei welcher das Geschlecht mitspricht. Aber, nehmen Sie nun einmal an, das alles wäre vollkommen wahr, wie es ist, so können wir dabei nicht umhin, folgende Reflexion zu machen: Es muß doch sicherlich Etwas vorhanden seyn, was den weiblichen Sinn ewig zum Nachtheil der Frauen und zum Vortheil der Männer lenkt? Der Mann muß etwas mehr seyn; die Fülle der Menschheit muß ihn wohl mit einer gewissen Auszeichnung verherrlichen?"

„Hören Sie auf, Steinach! rief sie: Ich weiß nicht, warum dieses Gespräch so sonderbare Empfindungen in mir erregt! Ich möchte nicht einmal, daß die Uebrigen es hörten. Wir wollen auf sie warten."

„Nur noch wenige Worte! schmeichelte er und zog sie fort: Die Abzeichen der physischen Kraft erscheinen freilich nur allein an der Gestalt des Mannes, so wie auch der eigentliche hohe Muth ausschließlich auf seiner Stirne wohnt. Zur Zeit der wahren oder eingebildeten

Gefahr tritt der Einzige wie ein Gott in den bangen Kreis von zwanzig Frauen, — und lächelnd kehrt der Muth in jede Seele zurück. Eine einzige Starke würde oft den Schwachen bezwingen können; aber mit Ernst springt er empor; es ballt sich die Männerfaust, welche im Rufe der That steht; aus seinem Blick und den zornigen Falten der Stirne droht die furchtbare sieggewohnte Erstgeburt; und ihrer zwanzig entfliehen zitternd seinem Angriffe. Mit freundlicher, tiefer Verehrung tritt der Mann vor seine Königin; aber ernst und ehrfurchtsvoll naht er dem königlichen Manne. Sey es auch, daß er Jene zehnmal mehr fürchtet, zehnmal mehr für sie wagt, und ihr eine zehnmal größere Macht über sich zugesteht: ewig wird er sie doch mit jener Heiterkeit betrachten, die selbst eine gewisse große Monarchin natürlich fand und erwartete. Das Weib ist in beständiger Thätigkeit, und die Gestalten ihres beweglichen Lebens spielen um den ruhigen Mann her: aber plötzlich hebt der Kühne die Last einer That mit raschem Arm empor, und das erstaunte Weib sieht seine Mannheit von neuem auf immer gerechtfertigt. Lange läßt er sich von den Ideenbildern der unendlich reichen weiblichen Vernunft scheinbar hin und her leiten; auf einmal greift der herrschende Verstand durch; den Blick fest auf den Ausgang gerichtet, langt er dort glücklich an, und das Weib schmiegt sich dankbar an ihren Leiter.

Oft scheint er blind für ihre Tugenden und kaum duldsam für ihre Gefälligkeiten: aber, Keiner wage es ihren Namen anzutasten! Die Hand am Schwerte, verkündigt er die Ehre seines Weibes; und das Chor der Männer ruft ihm zu: Du bist ein Braver; die Schaar der Feindinnen tritt erschrocken zurück; und die Bedrängte schließt ihren einzigen Retter froh ans Herz."

„Sie schildern mir da einen interessanten Mann; aber wo ist er?" fiel das Fräulein furchtsam ein. Denn Steinachs Stimme war zuletzt stärker, und sein Schritt mächtiger geworden.

„Lassen Sie mich vollenden! erwiederte er. Ferner: Das Weib, ehe es selbst liebt, fühlt sich als die Königin der Schöpfung. Unter einem Heere von demüthig scheinenden Anbetern dünkt sie sich eine Sonne, deren Loos es sey, geliebt zu werden; nicht, lieben zu müssen. Aber, der Blick des Geliebten trifft sie. Ihr ist nun, als müßte sie lieben, — und ach, der Mann allein vermag dieses Sehnen zu stillen! Ihr Stolz fühlt sich auf einmal vernichtet; und dadurch, daß jetzt der Mann ihn wieder hebt, und, indem er selbst furchtsam um ihre Liebe fleht, den ersten wirklichen Schritt zu jener wonnevollen Vereinigung thut; schon durch dieß Einzige —"

„Werden Sie mich fortjagen!" sagte Luise schnell,

und verbot ihm lebhaft, weiter zu reden. Aber sie blieb sanft gestimmt, und hatte mit Interesse zugehört.

„Sie lassen mich nicht zu meinem Schlusse kommen! beschwerte sich Steinach: Und gerade dieser wäre wahrscheinlich sehr vortheilhaft für Ihr Geschlecht ausgefallen.“

„So schien es eben nicht! sagte sie: Doch, ich mag nichts weiter hören. O August, fuhr sie mit zärtlicher Stimme fort, wie viel schöner dachten wir doch in unserer Kindheit! Da war Keiner besser als der Andere! Jeder liebte mit gleicher Zärtlichkeit. Sie waren bald mein Herr, bald mein Bruder, dann wieder mein Bedienter. Wir nannten uns, setzte sie leise hinzu, auch einmal Bräutigam und Braut; gerade als ich die schmerzhafte Augenkrankheit hatte, von der Sie und der alte herrliche Winzer mich ganz allein heilten!“

„Es war ein böses Wagestück von uns! fuhr Steinach sich erinnernd fort: Konnte ich Unbesonnener nicht damals diese schönen Augen, jetzt so rein wie Aganippens Perlen, auf ewig schließen? Aber der alte Winzer hatte ein so ehrliches Gesicht, und als er mir den Rath gab, heimlich unter Ihr Augenwasser etwas von jenen klaren Tropfen zu mischen, die der frischgeschnittene Weinstock im April ausläßt, und ich nun meiner Braut diesen Vorschlag mittheilte, da warst du sogleich willig, und ich Glücklicher durfte hinüber ins Thal gehen, und

die köstlichen Frühlingsthränen des Weinstocks sammeln, um diese holden Gestirne meiner Kindheit darein zu tauchen. Ach, du weintest vor Schmerz, als ich es zum erstenmal that. Und beim dritten Bade fielst du mir um den Hals, und wir riefen in unserer Entzückung den lieben Alten, und belohnten ihn —"

„Guter August!" seufzte die schöne Jungfrau. Sie standen am Scheideweg, um die Uebrigen zu erwarten, und hatten sich im Kosen, ohne zu wissen wie, sanft und innig umschlungen; ihr ängstlich emporwallender Busen wärmte sein Herz, und unter seiner Hand zitterten die hohen Pulse des ihrigen; kindlichrein schmiegten sie sich an einander, seligverborgen unter dem Schleyer der düfteschweren Finsterniß. „Guter, lieber Knabe! jammerte das wunderbare Weib: Warum bist du mir denn entflohen, und kehrst nimmer zurück zu mir? zu deiner —" „Gespielin!" wollte sie sagen; aber süßspielend sogen schon seine Lippen den melodischen Hauch der „Gespielin" aus ihrem sehnsuchtheißen Munde. Niegefühlte Schauder durchzitterten jetzt im langen schlürfenden Kusse die Brust dieses wilden Kindes.

„Ich bitte dich um Gottes willen, August, laß mich aus deinen Armen fort, wenn du nicht willst, daß ich in diesem Augenblicke sterbe!" rief sie, und empfing ihn doch mit einer Kraft und Jugendfülle, wovor auch ein Stärkerer als er erbeben mußte. Indessen ermannte er

sich, und ließ die Geängstete. Aber indem sie die Ketten ihrer Umarmung sanft lösten, fühlte Steinach eine brennende Thräne seiner Freundin auf der Wange. „Es war nur ein Augenblick, seufzte er: verzeih mir, göttliches Weib! Es war nur ein kurzer Traum aus der Kindheit. Unsre Beängstigung hat es uns nur zu laut gesagt, daß wir jenem traulichen Alter längst entwachsen sind; daß es nie wieder so werden kann, wie es war!“

„O weh!“ rief sie noch leise zurück, und entfloh mit pfeilgeschwinden Schritten nach dem Schlosse.

„So nicht, — so geht es nicht weiter, Freund Steinach! sagte der Zurückgebliebene zu sich selbst. Du darfst nur kühnlich bald dein Bündel schnüren! Aber dieser Kuß? — O, so laßt doch die Geschlechter küssen! Wer weiß, wie schnell uns die Zeit von diesem kurzen Leben ohne Gruß und Kuß scheiden läßt!“ Er schien Etwas in seinem Innern gewaltsam niederzudrücken, indem er sich unruhig im Kreise herumdrehte, und einige hohe Balletsprünge that.

Die Frauen kamen ihm gerade recht. „Luise ist schon hinauf! rief er und sprang ihnen entgegen: Gute Nacht! denn ich habe noch eine Strecke zu laufen, und das ist mir heute vorzüglich lieb. Aber Jeder nimmt sich zum Abschied einen Kuß, meine Herren! Denn das Leben ist so dürftig als kurz!“ Er umstrickte die schlanke Ida, die in dieser großen Geschwindigkeit, worin die

Uebrigen seinem Beispiele folgten, kaum wußte wie ihr geschehen war, als sie sich plötzlich tief in der Umarmung und unter den glühenden Küssen ihres Lehrmeisters mit süßem Schrecken wiederfand, und nun, ein leises tiefes Ach aushauchend, ihren Arm schnell dem Baron überreichte, ohne in ihrer Angst zu bedenken, daß auch dieser blöde Freund schon verlangend dastand, um einen Kuß in Ehren zu wagen.

„Steinach, Steinach! zankte Emilie unter dem lieblichsten Kußgeräusch: lassen Sie mich endlich, oder ich verklage Sie noch heute bei Luisen! Wie seltsam kommen Sie mir diesen Abend vor!"

„Bring ihr den letzten, gute Emilie!" sagte er heimlich, und drückte den Abschiedskuß auf ihren Mund.

Krüniz führte die allarmirten Mädchen von dannen. Die Andern horchten ihnen nach. Emilie schalt noch leise zurück: „Ihr unartigen, wilden Männer!" und die zarte Ida sagte zerstreut: „Ich fürchte, die Nachtigall singt diesen Abend zum letztenmal. Denn ihre Zeit ist vorüber."

„Ich nicht! sagte der feurige Schweizer mit halber Stimme. Ich hoffe, daß sie in deiner Seele heute zum erstenmal schlug, mein theures Kind!"

„Wohl euch, liebe Mädchen, sagte Steinach, daß diese verschwiegnen Büsche keinen eurer stillen Seufzer ausplaudern, wovon sie heute Zeugen waren! Aber lebe

wohl, mein Freund! Es bleibt dabei, ich ziehe mit euch fort; obgleich nicht auf derselben Straße, doch auf einer andern, welche mich in das bunteste Gedränge der Welt zurückführt!“

Die Anstalten zu dem bevorstehenden Geburtstage des Generals waren in vollem Gange, und wiewohl man nur allerlei Familienkleinigkeiten vorbereitete, weil der Alte keine Feten litt, so hatten doch die Mädchen nicht nur in Gemeinschaft so viel Geheimes zu treiben, sondern Jede vergrub sich auch noch außerdem so tief in eine eigne Privatmysterie, daß man im ganzen Hohenblat'schen Hause zu dieser Zeit nichts als Geheimnisse und komisches Mißtrauen bemerkte. Wer an eine Thüre klopfte, mußte sich gewöhnlich mit der leisen Antwort beruhigen: „Dahinein darf jetzt Niemand.“

Da die Familie bei Hofe sehr geliebt ward, so nahm auch dort Alles den innigsten Antheil am Geburtstage. Unsre Künstler hatten dabei das herrlichste Leben. Als Männer von Geschmack wurden sie und Steinach, den man schon als ein Stück von ihnen zu betrachten gewohnt war, von allen Seiten her zu Rathe gezogen. Selbst die blühende Franziska hatte Schweizern bei dieser Gelegenheit in eine kleine Mysterie eingeweiht; Schweizers geheime Konferenzen mit der geliebten Ida wurden

ebenfalls häufiger, wenn gleich der Blick des armen Fräuleins sich täglich mehr trübte; Luise und Emilie, als die vertrautesten Schwestern, wählten den erfindungsreichen Fink zu ihrem Schaffner, wobei Herr von Krüniz zuweilen assistiren durfte, doch erst nachdem er die tiefste Verschwiegenheit gegen Steinachen, dessen Bosheit Luise bei solchen Gelegenheiten fürchtete, angelobt, und einiges Genie, mit Ehrlichkeit verbunden, bewiesen hatte. Kurz, es läßt sich aus diesem allen leicht schließen, daß jetzt so mancher süße Blick, so mancher zarte Händedruck, vielleicht noch Etwas mehr, sich unter dem andächtigen Schleier des Mystizismus verbarg, ohne daß die Welt diesen lieblichen Schleichhandel entdecken und abschaffen konnte, da das Eine vorgespiegelte Geheimniß, wodurch die gesammten wirklichen Geheimnisse begünstigt wurden, ein öffentliches war.

„Im allerengesten Vertrauen muß ich dir gestehen, sagte Fink geheimnißvoll zu seinem Freunde Lenz, nachdem er an verschiednen Thüren vergebens Einlaß begehrt hatte, daß in dieser meiner jungen Brust noch niemals eine so ungeheure Menge von Geheimnissen logirt, gewirthschaftet und mich getreten hat, als jetzt; und ich mag es kaum mir selbst in meinem geheimsten Kämmerlein gestehen, daß ich aus Schwachheit dennoch schon gar manches davon verloren habe. Sobald ich einer Dame über ihre mir anvertrauten Geheimnisse Rede und Ant-

wort geben soll, und nun bedächtig in meinen Busen greife, um all die kleinen Dinger auseinander zu suchen, da rollt oft genug ein fremdes Stück mit hervor, was gerade in die feindseligsten Augen fällt. Und so existirt denn, bei meiner Treue, keine Dame in ganz Sabinium und Hohenblat mehr, vor welcher ich selbst nicht schon auf den Knieen gelegen, und die ich nicht schon um Gottes willen habe bitten müssen, mich armen Verräther selbst nur nicht zu verrathen. Der Himmel sey mir gnädig, wenn sie einmal alle mit mir rechnen wollen, und in corpore! Da sind der Herr Kammerdiener doch viel glücklicher als ich!"

Lenz beschwerte sich aber, daß er gerade jetzt in der verdrießlichsten Lage sey. Steinach habe mit dem General seiner künftigen Versorgung wegen gesprochen, und ihm darauf durch das Fräulein Emilie die alberne Antwort sagen lassen: Wenn bis zu einem bestimmten Tage (welches eben der Geburtstag war,) keine Klage über ihn einlaufe, und er besonders an diesem letzten Tage keinen Tropfen von irgend einem geistigen Getränke genieße, werde er des gedachten Tages von einer besondern Gnade des Generals das Weitere vernehmen. „Gibt es denn etwas Niederträchtigeres für ein Gemüth wie meines, fuhr Lenz fort, als eine solche Albernheit durch die dritte Hand? Wüßte ich nur erst, wie viel die Gnade an Geld oder Wein jährlich betragen soll, und ob es

der Mühe werth ist, darauf los zu fasten? Aber Herr von Steinach steht mir keine Rede, und Fräulein Emilie, die sonst meine größte Gönnerin ist, hat seit dieser Zeit ein wachsames Auge auf mich gerichtet, und versagt es sich mitunter nicht einmal, einem Manne wie ich bin, stückweise die Tugend einzuschärfen! Aber das Schlimmste kommt noch! Vorhin muß mich ein böser Geist regieren, daß ich zu Fräulein Luisens Kammerjungfer im Scherz sage, ich hätte diesen Morgen Etwas von ihr gesehen. Das nimmt sie sehr übel, und verlangt binnen einer Stunde eine unumwundene Erklärung über dieß Etwas, was doch beim Himmel ein wahres Nichts ist! Denn was hätte ich sehen sollen, ich, der aus keinem Auge mehr sehen konnte, — weil ich jetzt immer sehr frühe im Morgenthau, ehe die falsche Welt aufsteht, den Gott des Weins um Geduld für den ganzen Tag anrufen muß. Nun wird sie mir nicht glauben, und mich verklagen und um mein ganzes Glück bringen."

„Thu ihr deinen Heirathsantrag! rieth ihm Fink: Dann muß sie dich überall vertreten, und mit der Hochzeit erlangst du noch obendrein, dem Römischen Rechte gemäß, das jus immorigeram fustibus castigandi!"

„Tritt doch in dieses Kabinet an die Thüre! bat Lenz: Du kannst uns dort behorchen. Denn sie kommt schon herangewüthet." Fink trat hinein.

Heftiger Thürenschlag und der durchdringende Schrei nach einem Bedienten verkündigten dem zitternden Saale die Annäherung der furchtbaren Philippine. Ruhig sah Lenz die Rachegöttin eintreten, und warf ihr ein friedliches Kußhändchen entgegen. „Nun? fing sie an, und stellte den linken Arm in die Seite: Werd' ich's bald erfahren? Sie sollen mir den Augenblick sagen, was Sie gesehen haben?"

„Soll ich den Augenblick? sagte Lenz höflich: Kein Mensch muß müssen! spricht ein weiser Jude. Doch, abstrahirt davon, ob ich soll, so will ich jetzt einmal! Ach, theure Mamsell, ich sah nichts, — so gut als nichts; aber ich sah zugleich, — zürnen Sie nicht, — Ihre runden Waden habe ich gesehen, als Sie sich die Kothurnenschleifen banden. O, niemals stand noch ein niedlicherer Fuß auf einem glücklicheren Stuhle! Nun bin ich bekanntlich der Sinnlichkeit ein wenig ergeben, und diese Waden, — wenn ich gleich, ich will es beschwören, so gut als nichts davon sah, — sind mir seitdem schlechterdings unvergeßlich. Sie haben selbst mein ausgedorrtes Herz angebrannt; meine Sinnlichkeit findet keinen Trost mehr. Soll denn mein sehnsuchtsvoller Blick ewig aller Reize des Weibes entbehren? Grausame!"

„Was gehen mich Ihre seltsamen Reden an! sagte

sie etwas beruhigter: Denn das ist erstlich eine Lüge! Ich thue dergleichen Dinge immer sehr geheim ab —"

„Nicht mehr als billig! entgegnete er: Sie sind ja auch längst abgethan, und müssen freilich für Jedermann ein Geheimniß bleiben; das kann ich versprechen."

„Und zweitens, fuhr sie fort, und kam ihm wieder näher, habe ich mir schon oft solche Späße verbeten, die einer auf ihre Ehre haltenden Person nachtheilige Gerüchte bringen können. Denken Sie etwa, daß mein Fräulein apart eine Mamsell für Ihre Späße hält? Sie sind ein unhöflicher Mensch! Ha, Sapperlot, ich will —"

„Schone doch meines jungen Lebens, gutes Kind! bat Lenz: Beim Fluchen hat man niemals viel Segen zu erwarten! Ach, und ich hatte gerade so etwas Ernsthaftes mit Ihnen zu reden!"

„Ja, Sie, und etwas Ernsthaftes! sagte sie: Nun? Geschwind, was war es denn? Werd' ich es bald hören?"

Er trat einen Schritt zurück, und sagte feierlich und freundlich: „Hätten Sie wohl Lust, mich zu heirathen?"

„Ich glaube, der Wein ist Ihnen einmal zu Kopfe gestiegen, Herr Lenz!" sagte sie besänftigter.

„Ei, fuhr er fort: es wird genug Leute geben, die das glauben! Aber Gottlob, daß es nun heraus ist! Der Plan zu meiner Heirath ist so plan, als je unser

Dorfschulze auf dem Plan einen vorgetragen hat. Heirathe den alten Wittwer nicht, mein Kind, von dem du behauptest, er habe dir eigenhändig geschrieben. Ich kenne ihn. Er ist ein Schläger, — ein rechter Bravo gegen euer zartes Geschlecht! Nun? Wollen wir ein Komplot zusammen machen? — Aber, zanke nicht mehr so sehr in meiner Gegenwart, liebes Kind! Es ist nur deines eignen guten Namens wegen bei deiner Nachwelt, deren übles Urtheil ich, nach allen mir nun für dich obliegenden Pflichten, bald gründlich zu widerlegen hoffe. Nun? Wollen wir?"

„Lieber Lenz, Sie schwärmen wahrhaftig! sagte Philippine freundlicher als in langer Zeit: Und wenn ich mich auch über Manches wegsetzen wollte; über Alter, Aufführung und Trinken: haben Sie denn Brod?" Sie lachte.

„I nun, versetzte er hingeworfen, der General hat so ein Wörtchen gesprochen. Ihrer wurde dabei zwar nicht gedacht; doch, Sie wissen ja, daß ich niemals meines Herrn Geheimnisse ausplaudere! Also wäre das nichts?"

„O, mit leeren Händen wird mich niemand bekommen! lenkte jetzt die Jungfer wieder ein: Ich will auch nicht gerade nach zeitlichem Reichthum freien; ich habe mir ziemlich gespart —"

„Ach du Engel! schrie Lenz: So log mein Herz mir nicht? Wohlan, wisse denn, daß ich deine Tugenden von jeher, und schon vorigen Winter liebte, als du das Legat erhieltest und ich die Kellerschlüssel abgeben mußte. Schon damals schrie ich dir heimlich die Ohren von meiner Sehnsucht voll, und du vernahmst es nicht! O, ein Stein hätte sich meiner erbarmen mögen, wenn ich so zagend deiner Tugend gegenüber stand, wie die Armuth am verschlossenen Thore des Ueberflusses; wenn ich so mit meinen Seufzern die gefrornen Fensterscheiben auf sieben Schritte weit aufthaute! Ja, Blödigkeit, das Laster der Blödigkeit ist von jeher mein Verderben gewesen!"

„Erst sagen Sie mir, verlangte Philippine, was der General mit Ihnen gesprochen hat."

„Hm! versetzte er: Erst sagen Sie mir, wie ich Ihnen gefalle? Daß ich eine passable Person präsentire, sehen Sie. Denke dir nun dazu, daß ich ehemals schön war, — schön wie die junge Eva! Was du jetzt hier erblickst, ist nur Satyre auf den Glanz meiner ehemaligen Schönheit! Nicht einmal Ruine. Ach, die verheerende Zeit hat auch sogar die Ruinen meiner Schönheit, wie die von Karthago, verweht!"

„O, lachte sie, ich dächte, es fänden sich doch auf Ihrer Nase wohl recht ansehnliche Rubinen!"

„Halt! schrie Lenz, und zeigte auf die Nase: Man

unterscheide! Durch unsre Heirath, und bei einer vermuthlich mit Mäßigkeit bereiteten Kost meiner pflegenden Ehehälfte, würden die Ruinen dieser Rubinen wohl bald vollends demolirt werden. Aber, wollten uns die guten Feen zum Besitz eines alten aus ächten Rubinen erbauten Gemäuers verhelfen, so sollten, durch den successiven Ruin desselben, diese Rubinen bald in neuem Glanze emporflammen! Nämlich, — verstehen Sie mich recht! — diese Art von künstlichen Rubinen gehört eigentlich ins Thierreich; oder soll ich sie wegen ihrer wonnevollen Entstehung dankbar zum Pflanzenreiche rechnen? Ich weiß nicht, ob Sie nunmehro den Unterschied der beiden Wörter richtig fassen?"

„Schweigen Sie endlich! rief Jene: Was weiß ich! Aber —"

„Eine kleine Geduld! begütigte Lenz: So wie es mir nun höchst schmeichelhaft ist, daß Sie in den armseligen Ueberresten meiner einstigen diamantenen Schönheit doch noch den bescheidnern Rubinenglanz gütigst entdecken, so will ich bei dieser Gelegenheit nur noch das einzige Favorable für unsern Bund anführen, — bei dem Sie gewissermaßen mit diesen Rubinen vereinigt werden, — daß in den Ritterzeiten bekanntlich, Gelb mit Rubinen besetzt, die Farbe der belohnten Liebe war. Und —"

„Ich will wissen, was der General sagte,“ tönte jetzt Philippinens Stimme mächtiger hervor.

„Schönes Kind, sagte Lenz: Sie sind zu hitzig! Sie sind voller Leben und Feuer — letzteres sogar bis auf Ihre schönen gelben Haare! Doch ich darf nicht plaudern. Indessen, die Rubinen dieser Ruinen, welche offenbar mein einziger Fehler sind — — aber Sie wenden sich ja von mir — es scheint, Sie wollen heute nichts mehr von meinem Fehler und meinem Treffer wissen —“

„Sie sind ein Narr! steigerte sich endlich Philippinens Zorn: Sie sind nicht mehr nüchtern! Getrunken, ja — gesoffen haben Sie!“

Sie rennte fort, und Lenz ließ ruhig seinen lachenden Freund aus dem Kabinet. „So gehts, lieber Fink! sagte er: Ich war ein großer Exeget und Polemiker, da riefen die Leute: er lernt die Schrift radebrechen, und kann auf theologisch schimpfen. Ich ward ein Philosoph, da sagten sie: er wird toll. Ich legte mich auf die Kameralwissenschaften, da schrie Alles: mit seiner üblen Wirthschaft thuts nicht lange mehr gut. Ich ging aufs Theater, um die Welt von dort herab zu bessern, da sprach die falsche: seht, er legt sich auf die liederliche Seite! Ich kam in Ketten und Banden, und das allgemeine lieblose Urtheil war: endlich ist er in seinem rechten Fache! Man erhob mich mit Heereskraft aus dem Kerker, und vertraute mir den Dienst in der Kammer

eines reichen Generals an — der Teufel! warum mußte ich aber den Kellerschlüssel wieder hergeben? He! Wer der Kammer vorstehen kann, wird doch wohl einem einfältigen Keller gewachsen seyn? Und werden denn nicht in sehr vielen und mancherlei Fällen die Kammerkräfte am füglichsten aus dem Keller rekrutirt, und in den Staaten umgekehrt? Aber jetzt, da ich endlich beschließe, mich über alles Vorige nicht weiter zu ärgern, sondern im Stillen zu nützen, und dem gemeinen Verstande durch nöthige Distinktionen fortzuhelfen, da heißt es gar: er ist besoffen! Das möchte nun seyn; denn der gemeine Mann mißbraucht dieses Wort bekanntlich sehr oft; er weiß gar nicht, was dazu gehört, und nennt schon gewöhnlich Etwas besoffen, was nach meiner Theorie noch kaum angetrunken ist. — Doch, was mich am meisten ärgert, ist folgender leidige Fall: während man mir andern Theils mit dem Prädikate „besoffen" Grobheiten anthut, obstinire ich mich meines Theils, so nüchtern herumzufahren wie ein Fisch im Mutterleibe. Und — welcher Widerspruch! Gerade jetzt, wo meines Herrn Geburtstag bevorsteht, muthet man mir zu, nicht zu trinken, also, mich nicht zu freuen; da ich doch in dieser gnadenreichen Zeit eigentlich tagtäglich bei Anbruch des Morgens schon viel getrunken haben, und an dem großen Tage selbst schon frühe beim ersten Hahnenschrei für todt zu Bette gebracht seyn, und kein Zeichen des

Wiederaufkommens mehr geben müßte, wenn noch Gerechtigkeit und Harmonie in der Welt wäre. Aber hörtest du denn, mein Freund, wie fröhlich diese Jungfrau ward, als der Posaunenschall der Erlösung in ihre Ohren drang? Ich versichre dich, es ist ein ungeheurer Entschluß! Diese Jungfrau — meine Frau! Dieses seltsame Konglomerat von allerlei Giftwurzeln zu meiner ewigen Hausarznei! Dieses Flaschenfutter zu des Teufels Zankwasser für meinen beständigen Haustrunk!"

„Laß nur dem Schicksal seinen Lauf; tröstete Fink: Es muß einmal geliebt seyn. Du wirst sie schon zu bessern wissen!"

„Zu dem allen kommt, fuhr Lenz fort, daß ich mich diesen Morgen schon über zwei alte Zigeunerinnen entsetzlich habe ärgern müssen. Sie wußten Verschiedenes von meinem Schicksal und von der Geschichte unsrer adlichen Familie hier, und vermaßen sich hoch und theuer, es stehe mir ein ganz nahes und unerwartetes Glück bevor, welches groß sey, wenn es mir auch anfänglich ziemlich bitter schmecken werde. Dabei behaupteten sie, ich müsse wohl schon verheirathet gewesen seyn; und als ich mich unter Schimpfreden auf meine Keuschheit berief, — du weißt, daß ich in meine Jungfrauschaft meinen größten Stolz setze, — sagten die alten Trampelthiere, sie getrauten sich dennoch zu beschwören, daß es so sey. Ich weiß nicht, sagte ich verwirrt, was ihr Lumpenpack

verheirathet seyn nennt, aber ich kenne einen Bräutigam, der für euch Beide hinreichen wird; — und griff nach dem Prügel. Im Fortlaufen krähten sie noch, der Minister werde sie wohl besser aufnehmen als ich, sobald sie es nur verlangten. Und ich solle dich vom schönen Kordelchen aus dem Babenberger Rauhthal grüßen. Das Volk hat mich vollends blutdürstig gemacht. Apropos, ad vocem Durst! (Er zog eine kleine Bouteille aus der Tasche, trank, und drückte die Flasche ans Herz.) O du, wie soll ich dich nennen! die in ihrer Fülle reizender als Hebe mit ewiger himmlischer Freundlichkeit mich anlächelt!"

„Eingesteckt! rief Fink: Man kommt!" Lenz brachte seine Freundin in Sicherheit, und Steinach und Emilie traten herein.

„Freund Lenz, fragte Steinach: wodurch hast du Finken in diese ernste Stimmung versetzt?"

„Ich? — sagte Lenz: Ich sann eben mit ihm darüber nach, woher es wohl gekommen, daß der gute Homer als ein kleiner Junge so viele Nasenstüber überm Lateinlernen erhalten, da hingegen der lustige Aristophanes bekanntlich im achten Jahre schon seinen Speccius und Danz auswendig konnte."

„Also! drohte Steinach: in welcher Zeit des Wortes bibo leben wir, mein gelehrter Herr Kammerdiener?"

„Mit dem Präsens ist es in diesen Zeiten eine verdammt kitzliche Sache; erwiederte Lenz, und sah recht nüchtern dazu aus: Denn es sind gewisse Worte wie Honig gefallen. Hätt' ich nicht heute vor Tage schon das Perfektum, wiewohl auf eine höchst imperfekte Art, einigermaßen auf meine Seite gebracht, ich müßte ja wahrlich am Strahle des ewigen tantalischen Futurums verschmachten! Denn diese tägliche Langeweile wird noch einige jüdische lange Tage lang dauern! — Aber auf den Tag nach dem längsten freue ich mich wie ein Christ auf den jüngsten; denn an diesem will ich in einem neuen Leben wandeln, und ihn weidlich zu verkürzen suchen, so wie ich dann einmal etwas Plusquamperfektes zu liefern bemüht seyn werde."

„O du Teufelsbraten! sagte Fink: An diesem Tage wirst du deine Seele schon so früh verprassen, daß du noch für des Satans Frühstück gar wirst. Bedenke das Ende! Es wird dir dann nichts frommen, daß du jetzt das Wort bibo so poetisch flektirt hast."

„Ich dächte doch! meinte Lenz: Denn, habe ich etwas Poetisches verübt, so bin ich ein Dichter; und man hat noch kein Beispiel, daß der Satan einen Dichter gefressen hätte. Bekömmt er nun ja einmal einmal sündlichen Appetit nach Bardenbraten, so läßt er doch sicherlich einen von jenen fetten Dichtern, die bei den Mahlzeiten singen, so einen rechten Bratenbarden rösten, und ver-

schont dürre Dinger wie Unsereins, die außer ihrer Unschuld kein Loth Fett im Leibe tragen, und bis dato Gott sey Dank weder für Geld noch Viktualien gesungen haben. Oder bin ich denn wirklich so dick als ich scheine?"

„Mein lieber Lenz, sagte Emilie: nehm Er sich in Acht. Mein Onkel stellt Ihn auf die Probe. Philippine war so eben wieder sehr aufgebracht auf Ihn, und aus Seinen eigenen Reden läßt sich schließen —"

„O gnädiges Fräulein, sagte der Verfolgte, glauben Sie doch dieser bösen, giftigen Zunge nicht! Ich lasse gleich, so wie ich da stehe, die Nüchternheit meines Geistes durch eine unparteiische Kommission untersuchen. Diese Philippine ist nie gut und freundlich, als wann sie mir eine versalzte Suppe gereicht, oder Fischgalle in den Wein gethan hat. Sie ist so mager als die sieben dürren Kühe Egyptens zusammengenommen, und möchte gern mich und Meinesgleichen verschlingen. Alle ihre Reden sind ein Gewebe von Verläumdung, dessen Zeddel aus fremden Lügen besteht, und von ihrer eigenen Bosheit den Einschlag erhält. Ich würde ihr nicht glauben, wenn sie mir auch in diesem Augenblick eidlich versicherte, sie habe mich in der vorhergehenden Minute belogen. Ehe sie anfängt mit mir zu zanken, besieht sie sich immer erst heftig im Spiegel, rückt die Haube zurecht und steckt Ringe an. Wenn sie sich ärgern will, legt sie sich

zu Bett und bestellt vorher Kaffee, oder eine Weinsuppe mit Zimmt, zur nachherigen Stärkung. Das sind die allergefährlichsten Menschen, meine gnädigste Gebieterin! Sobald es über einen guten Namen hergehen soll, läßt sie ihr Stübchen mit weißem Sande recht hell und blank scheuern, wie ein schreiblustiger Pfarrer für den Studierheiligenabend; sie bittet eine Freundin, räuchert, macht sich's bequem und läßt bei der Bewirthung etwas aufgehen. Wenn sie ja einmal Gutes thun muß, so macht sie ein Gesicht, wie ich mir das Antlitz eines Juden vorstelle, der von zwei Mann Wache zum christlichen Abendmahle geführt werden sollte. Mit den bösen Geistern, die Philippinen besessen halten, könnte man in Ländern, die auch weit von der See liegen, alle Säue ausrotten, und doch würde die gute Person noch wenig Linderung spüren. O nein, die zahllosen Teufelchen in diesem Pandämonium drücken sich auf so kleine Häufchen, und rücken so zusammen, wie die Milton'schen; — und zu einem Kühlbade für sie würden die Schweine der Gergesener und aller fünf Welttheile nicht Gondeln genug abgeben. Der größte Theil dieser Teufelchen würde immer noch ledig und zu Fuß nebenher schwimmen müssen."

„Er ist nicht klug! schalt Emilie: Das Mädchen ist zänkisch; aber so schlimm ist sie nicht!"

„Lenz meint es gar nicht so böse; sagte Fink: Es ist nur wieder so eins von seinen Miniaturgemälden in gigantischer Form. Ich möchte dich vollends einmal in Versen alle deine höchsten Gefühle hererzählen hören! Es müßte ein sublimes Stück von melischer Dichtkunst seyn! Die gute Philippine hat übrigens so viel Tugend als irgend Eine in diesen letzten Zeiten; aber Lenz will durch solche Reden nur verbergen, wie sehr er sie liebt, wie gut er insgeheim mit ihr steht."

„Nun, gesetzt auch diesen ärgsten Fall! rief Lenz mit Erbitterung: Verdient sie denn aber durch ihre Verläumdungen meine Gunst, und diese Gnade noch obendrein, daß man sie entschuldigen will? Und alles auf meine Kosten? Ist es nicht Verläumdung, wenn sie einen Mann, der nur halb so vernünftig redet als ich, für betrunken ausgibt?"

Er lief fort, und Emilie äußerte ihre Besorgnisse über sein unmäßiges Leben mit einer Art von Wehmuth, weil sie ihm außerdem sehr gewogen war.

„So ist's, gute Emilie! sagte Steinach: wenn der Mensch das Glück einzig im sinnlichen Wohlbefinden für den Augenblick sucht, und sich auch noch dann, wann das Gewissen seine unbestechliche Stimme hierüber erhebt, zu sehr gehen läßt! Indessen hoffe ich noch immer viel für Lenzens Wiedergeburt."

„Mir ist gar nicht bange für ihn; setzte Fink dazu: Der Grund seines Innern enthält einmal unzerstörbare Reichthümer von Bildung. Angenommen, er glaubte sich wirklich im Besitz des wahren Glücks; (was ich doch nur für affektirten übellaunigen Trotz gegen sein widriges Schicksal halte,) angenommen, er versänke auch einmal gänzlich in der Umarmung dieses schrecklichen Glückes, so wird er doch schnell erwachen und schnell fühlen, daß er am Busen des Elends erwacht ist; und der Genius, den ihm die Götter von der Geburt an beigesellten, wird ihn retten."

„Dein guter Glaube thut mir in der Seele wohl; sagte Steinach: Er ist auch der meinige, und ist mir um so theurer, da mir der gute Lenz Gottlob nur als ein ins Unglück gerathener, oder liederlich gewordener Fink erscheint."

„Eine Ehre, lachte Fink, und wandte sich an Emilien, welche ich nur in so fern zu schätzen weiß, als Ihr Herr Vetter bei fremden Leuten mit desto tieferer Achtung von mir spricht! Allein, um nicht das zu vergessen, wovon ich noch reden wollte: Dergleichen Leuten kann doch meistens durch eine Kleinigkeit geholfen werden. Aber lassen Sie uns nun einen solchen Unglücklichen betrachten, wie Herr von Warnek ist! Wie mag Einem von dieser Art aufzuhelfen seyn? Er ist stolz auf den eigenthümlichen Besitz des Schönen, und

lebt doch in der Tiefe des Abgeschmacks! Er existirt, wie manche gelehrte Werke, nur noch in der Uebersetzung. Das Original von ihm ist verloren gegangen; es ist im Feuer übertriebner Kultur verbrannt. Könnte man ihm die Kultur abnehmen, dann sähe man erst die wirkliche Gestalt, und er würde nicht mehr mit fremden Zungen reden, sondern aus seinem Originalhalse yahen. Was? Ein solcher Mensch, das schwöre ich Ihnen zu! hält in seiner Krankheit uns Alle noch obendrein für einfältig! Während wir ihn unten in den Sümpfen des groben Stoffes herumwaden sehen, und sein Unglück beseufzen, erblickt er sich selbstgefällig im Spiegel seiner Eitelkeit, wie ein reiner Geist durch die Tempelhallen des Schönen wandelnd! Nun frage ich: was für Mittel und Wege hat die Gnade Gottes übrig, um so Einem beizukommen?"

„Hauptsächlich die Frauen, sagte Steinach: da die Männer zu verdrießlich hierzu sind. Und wirklich macht Luise ihm zuweilen mit zwei Worten oder einem einzigen Blicke seinen wahren Gehalt nach dem ästhetischen Steuerfuße viel verständlicher, als dieß seinem besten Freunde durch stundenlange Ermahnungen möglich wäre."

„Apropos, Steinach! rief Emilie erschreckend: Ich habe etwas vergessen." Sie berichtete ihm leise, daß sie ihren allerseitigen nächtlichen Abschied im Garten Luisen geschildert, und, — da diese mit auffallendem Unmuth

Steinachs Betragen getadelt und sich erkundigt, ob er nichts von ihr selbst gesprochen, — Steinachs Abschiedskuß richtig bestellt, und dabei seine heitere Laune mit großer Wärme vertheidigt habe. Luise sey spät und sehr trübsinnig in ihr Schlafzimmer gegangen, und befinde sich seit jenem Abend wieder in einer der unleidlichsten Stimmungen.

„Ich will ihr einmal Vorstellungen machen; sagte Steinach: Am schlimmsten sind doch immer Sie selbst daran, meine gute Emilie. Es gehört eine Engelsgeduld dazu, um diese Launen zu ertragen. Zum Glück reicht Luisens Herz der duldsamen Freundschaft desto schönern Lohn."

Eben öffnete Luise eine Thüre, und sah heraus. Sie schien von einer gewissen Empfindung überrascht, und erröthete leicht. „Guten Morgen! rief sie mit gezwungener Freundlichkeit: Es scheint, du verklagst mich? Falsche!" Sie legte auf das letzte Wort durch Ton und Blick einen besondern Ausdruck des Vorwurfs, welchen sie mit ihrem Lächeln nicht verbergen konnte.

„That ich das jemals?" sagte Emilie sanft; und in Luisens Angesicht blühten die Blumen der Zärtlichkeit auf.

„Aber wenn es nun anders wäre; wenn Emilie es dem Vertrauten vertraut hätte?" versetzte Steinach mit einem Blick, vor dem Luise blöde die Augen niederschlug,

und hochroth ward. Aber sie nahm sich schnell zusammen. „Emilie, laß uns eilen! Herr Fink, geschwinde auf mein Zimmer! Vetter, ich wünschte, Sie gingen zu meinem Onkel. Er hat sehr dringend nach Ihnen gefragt. Gehen Sie, und ärgern Sie die Menschen nicht mehr!“

Was wollte er machen? Sie verschwand. Die Andern flogen ihr nach. Philippine verschloß die Thüre. Man lachte drin. Er ging.

Während dessen saß Schweizer neben dem arbeitsamen Brixenfels in der Einsiedelei, um ein Päckchen Briefe zu studieren, welches von seinem Onkel angekommen war. Es mußten sehr interessante Nachrichten darunter seyn; denn er ließ oft die Briefe sinken, um über ihren Inhalt einige Minuten lang ins Blaue hinaus zu träumen.

Nach einiger Zeit bemerkte Brixenfels, der an Luisens Brustbild malte, die besondere Bewegung seines Freundes, und sah von der Arbeit auf. „Du hast gute Briefe?“ fragte er.

„Vortreffliche! rief Jener entzückt aus: Bis auf die leidige Nachricht, daß die Kränklichkeit meines Onkels doch zuzunehmen scheint. Vermuthlich aus diesem Grunde wünscht er sehr angelegentlich, daß ich meine Reisen endigen, und ihn von der Last meiner Güterver-

waltung befreien möge; wiewohl mir der herrliche Alte selbst nur die Schönheit und den blühenden Zustand dieser Güter zum Grunde seiner Bitte angibt, und es für unverantwortlich hält, einem solchen Eigenthume länger den Rücken zu weisen. Es thut dem Herzen so wohl, wenn es plötzlich einmal allerlei werthe Gestalten aus der Jugend im alten Wohlbefinden an sich vorüberziehen sieht. Ich läugne es nicht, daß ich mich heute von Herzen nach meiner Heimath sehne. Wie kommt es denn, Wilhelm, daß der Mensch sich für seine Privatgeschäfte, für das, was ihm am nächsten liegt, ja wirklich für alles was zu seinem Eigenthume gehört, selten so geneigt und thätig fühlt und bezeigt, als zu den Verhältnissen mit Andern, oder auch selbst zu Geschäften für Andere und zur Einmischung in allerlei Fremdes? Wie viele Leute z. B. kennen die häusliche Lage Anderer weit genauer als ihre eigene! Wie viele gibt es, die vom Glück auf alle Art dazu ausgerüstet scheinen, um sich und dem Innern ihres Hauswesens selbst zu leben, und ihrem ganzen Vermögen allein vorzustehen; die aber den größern Theil ihrer Einkünfte Andern für die Besorgung oder Verwaltung derselben überlassen, und sich mit Gewalt und Hast in fremde Händel stürzen, worin sie zuweilen die eigne Ruhe verlieren und ihren gänzlichen Untergang finden! Hast du nicht oft bemerkt, daß selbst bessere Menschen kleine Geschäfte für Andere mit einer

gewissen dringenden Eile abthaten, und ein wichtigeres, was aber zu ihren eignen gehört, von einem Tage zum andern verschoben? Wie können wir dieß mit dem menschlichen Egoismus zusammenreimen?"

„Es gibt uns eben einen Beweis davon, sagte Brixenfels, wie verwerflich und unlauter die gewöhnliche menschliche Selbstsucht ist. Statt die wahre Nächstenliebe von sich selbst anfangen zu lassen; statt diesen schlichten, ehrlichen Grundsatz im Leben sich und seiner Familie zum Heil auszuführen, affektirt der Mensch sehr häufig eine großherzig seyn sollende Neigung sich für Andere aufzuopfern! Dieses soll ihm, so glaubt der Thor, mehr Ehre bringen als Jenes. Dadurch, daß der Egoismus sich auf eine solche für ihn selbst verderbliche Art zu schmeicheln sucht, wird er aber nicht etwa besser, sondern nur dümmer und liederlicher. Man sage was man wolle, so bleibt mir der Satz wahr: Der Mensch lernt keine schwerern, mühsamern und wichtigern Geschäfte im Leben kennen, als seine eignen. Denn die Kunst des Lebens ist die schwerste. Vor allem sorge doch der Baum für tiefen Grund, für Mark und Rinde, dann erst strecke er seine Zweige nach der Fremde hinaus, um dort sichern Schutz und Schatten zu gewähren. Wie soll der Nächste sichern Trost an dir finden, wenn dein inneres Wesen im Verdorren ist? Daher kommt denn auch die menschliche Trägheit, die schon der selige

D. Luther für unsre wahre Erbsünde hält, in unsern eignen Geschäften weit öfter zum Vorschein, als in fremden Händeln. Jene sind verdrießlich, diese bringen uns äußere Ehre. Bei diesen können wir so manche Auskunft treffen, so manches auf Andere schieben; bei jenen gilt keine Ausflucht; der Mensch soll sich selbst helfen, im Angesichte der Welt. Hier treibt es von außen her auf uns los, und da muß man Rath schaffen; dort pressirt ja nichts außer uns selbst; und, wann es nun nächstens geschehen wird, so soll die Welt noch zeitig genug darüber erstaunen! Denn auf die Welt ist bei dem gewöhnlichen Egoisten alles berechnet. Er will nicht der Beste, Edelste und Größte seyn; er handelt nicht aus innerer Ehrsucht oder aus Selbstliebe; sondern, die Welt soll glauben, er sey das alles; d. h. er handelt aus Sucht nach der äußern Ehre, er ist ein Selbstschmeichler. Wer als ein freier Geist im Innern waltet, und die Faulheit von innen heraus zu vernichten vermag, der ist sein eigner Freund, und wird seinen Nächsten lieben können als sich selbst. Und diese Kraft ist das ausschließliche Erbtheil der vortrefflichsten Menschen. Aber wer nur den Götzen der äußern Ehre anbetet, wer zum Guten nur durch die Peitsche von außen getrieben werden kann, der betrügt mit sich selbst auch die Welt. Denn während er ihr eine Zeitlang zu nützen scheint, behält er mit seinem Egoismus

auch den Eigennutz, die Habsucht und andere Laster bei; und wie kann er diese jemals lassen? Im Innern dehnt sich ja die Trägheit noch immer, und will und muß ihr Futter von fremden Leuten bekommen! Viele Menschen würden das, was ich dir so eben sagte, vollkommen verstehen, und leider wahr finden müssen; du selbst, lieber Karl, vielleicht am wenigsten, weil dieß alles weder auf dich noch deine Lage paßt; — außer etwa, in so fern du dir es jetzt, wie ich vermuthe, zum Vorwurfe machst, daß dein Vermögen, deine Güter und Unterthanen dir selbst noch so wenig bekannt sind."

„So war es allerdings, als ich dir jene Frage that; versetzte Schweizer: Und es ist mein ernstlicher Vorsatz, dieses bisher so mühsam bearbeitete Innere nun auf meine nächsten Umgebungen zu veräußern."

„Wiewohl aber, fuhr Brixenfels fort, der Egoismus ein recht heimliches Geschwür im Menschen ist, das er sich nicht aufstechen läßt, weil er es Niemanden entdecken mag, so finde ich mich doch sehr geneigt, ihn, als zur besten Welt gehörig, in Schutz zu nehmen, sobald ihm von jener wahren edlen Selbstliebe, die ich dir vorhin schilderte, nur irgend etwas beiwohnt. Denn, wie könnte es wohl an sich schlimm für die Welt seyn, daß jeder Mensch sich im Grunde für den Besten, Klügsten u. s. w. hält? daß in seinen Augen jedem Verdienste eines Andern, auch wenn er es willig anerkennt, doch

immer noch Etwas zu fehlen scheint? Weil nämlich er selbst die Sache nicht sagte, that, schrieb oder betreiben konnte? Weil das Ding von ihm doch vielleicht wenigstens eine andere Form würde erhalten haben; allerwenigstens in gewisser Rücksicht, hier und da? Glaube mir, Bruder, es geschähe in der Welt gar nichts, geschweige denn etwas Gutes, wenn nicht Jeder in dem süßen Wahne lebte: Dieß und das habe ich recht schön gemacht; die Welt wird und muß es loben; dieß wird an mich kommen, denn wer könnte es außer mir?"

„Es ist ein sehr interessantes Geschäft für mich, sagte Schweizer, an einem ganz neuen Bekannten den Egoismus zu entdecken. Oft scheint uns ein Mensch so unbedeutend, daß wir ihn kaum als für sich bestehend, sondern nur als das überflüssige, höchst geringfügige Anhängsel irgend einer großen langweiligen Mehrheit betrachten. Aber, da kommen wir schön an, wenn ihm gerade unser Schicksal Gelegenheit macht, sich uns zu erkennen zu geben! Hilf Himmel! Der Kerl hat seinen aparten Wirkungskreis, um den die Welt sich ehrerbietig-wartend herumlagert, oder doch dreht! Von ihm und seinen Meinungen spricht man! Er ist ja ein nothwendiges und berühmtes Glied des Ganzen, und hat sogar schon allerlei gedacht und gethan! Kurz, wir glauben zu träumen, fangen endlich an zu lachen, und rufen heimlich

aus: Fürwahr, ich selbst könnte mir kaum so viel einbilden, als Er! Aber da kneipt uns das Gewissen mit einer beißenden Bemerkung über unsre eigne Selbstsucht plötzlich wach, und nun werden wir auf einmal höflich gegen den fremden Herrn! Doch, laß uns jetzt lieber von meinen Briefen reden! Es sey demnach beschlossen, wir reisen; und dieß in wenigen Tagen! O, Bruder, die Vergangenheit lebt heute so deutlich vor meiner Seele! Alles ist mir so neu! Wie wir uns auf der Akademie fanden, und wie unsre Freundschaft im Morgenschimmer des Lebens sich sonnte und gedieh; wie du dich der Wissenschaft abthatst, und der Kunst ganz hingabst; wie man dich zum Hofmaler machte, ohne Brod versteht sich, damit die Kunst keine Neider hätte und dein eignes Vermögen auch an den Mann käme; wie es mir indessen noch schlimmer erging, meine theure Amtmannstochter starb, und der Onkel mir mit Heirathsanträgen zusetzte, um den Schmerz über die unvergeßliche Sophie zu heilen; wie du mich tröstetest; wie uns die Welt wieder lachte, und wir unsre Reisen antraten; wie wir unsern Fink fanden; wie du ihn und mich rettetest, und uns leben lehrtest: — o Wilhelm, du, der mir Alles ward, — wie könnte ich dich jemals lassen!"

Sie hatten sich einander genähert, und umschlangen sich jetzt. „Die Kunst, sagte Brixenfels, und dein eignes rastloses Streben nach Vollkommenheit haben dich geho-

ben. Aber wohlan, laß uns endlich den Gedanken ausdenken: Das Ziel unsrer Reise ist da, und die Trennung naht! Wird sie denn ewig seyn?"

„Nein, nicht Trennung! Laß dieß fürchterliche Wort nicht über unsre Lippen kommen! rief Jener mit Schmerz aus: Höre mich erst zu Ende. In der Mitte meiner Besitzungen mußt du deine Kunstanstalt gründen. O nein, fuhr er mit weicher Stimme fort, und zeigte ihm einen Schenkungsbrief mit großen Confirmations- und Consenssiegeln bedrückt: mein Wilhelm darf nimmer von mir scheiden! Das kleine Haus zu Neuenburg, und dreihundert Morgen Land um das Häuschen her, sind auf ewig dein! Nicht dein, — Wilhelm, sey stille, und verstoße mich nicht! — nicht dein, sondern der Kunst! Denkst du noch an die große Wiese, die lieblichen Wäldchen, den mächtigen schiffreichen Strom, an dessen Ufern wir fischten, jene Weingärten, nur tausend Schritte entfernt von der reichen herrlichen Stadt? Dort thut sich deine Heimath jetzt auf; dort im schönen Thale wird dein stiller Heerd seyn; jene Wellen werden leiser vorübergleiten, um den Bildner nicht zu stören; nur den beglückten Freund werden sie täglich in seine Arme tragen."

„Du bist ein feuriger, trefflicher Mensch! fiel Brixenfels ein, und umarmte ihn mit tiefer Rührung: In diesem schönen Augenblicke durchschaue ich erst deine ganze Herrlichkeit! Aber, mein Vaterland ist die Welt! Mein

Kunstplan ist das Wichtigste an meinem Leben; und, wenn ich gleich nicht befugt bin, der Kunst die reiche Gabe ihres reichen Freundes zu verschenken, so müssen dich vorher noch gar viele weit wichtigere Umstände mit diesem schönen Lokal in glückliche Verknüpfung kommen, ehe ich dein edles Anerbieten anzunehmen vermag. Ich bin für den Augenblick zu sehr bewegt, um mich weiter zu erklären. Verschließe nur alles, du edler Mann, bis wir eine besondere Unterredung über meinen Plan abhalten können; und dieß wollen und müssen wir nächstens. Denn unser gesammtes Leben scheint sich seinem wichtigsten Punkte zu nähern."

„Gut, sagte der Graf beruhigter, ich wollte für jetzt nur Hoffnung; und die hast du mir nicht geraubt." Er dankte seinem Freunde mit einem Händedruck.

„Nun? rief der eintretende Fink: Was macht der alte Onkel? Vorwürfe über deine großen Reisekosten? Lies nur flüchtig durch, und wenn es ein Zankbrief ist, so schick' alles unerbrochen zurück!"

„Er befindet sich nicht wohl, sagte Schweizer, und wünscht daher meine baldige Zurückkunft."

„Leere Ausflüchte! versetzte Fink: Es ist nur der Verwandtengeiz, der ihm in die Glieder geschlagen ist. Auch findet man selten einen Menschen, der mit seiner ganzen Familie sich schriftlich so wohl befindet, als mündlich, wo man ihn schon eher überführen kann, daß ihm

Essen und Trinken schmeckt. Daher halten viele Leute ihre Briefe so geheim vor ihrer Familie. Wollte man überhaupt alle Lügen aufzählen, die auch der Beste, sobald er nur irgend eine starke auswärtige Korrespondenz zu führen hat, täglich macht, so wäre oft an unserm ganzen Leben kein wahres Wort! Neulich habe ich den Leibarzt darüber abgehört, wie jezt hier die empfindsamen Freundinnen sich zuweilen das Wort geben, ihn herumzujagen, indem sie einander als kränklich bemitleiden. Er komme nie hinter die Wahrheit, behauptete er, und man müsse oft nur gute Nahrungsmittel, Mangel an Bewegung und stärkenden Schlummer verordnen, um selbst Ruhe zu haben. — So kommt er z. B. zur sanften Frau A., und fragt nach ihrem Befinden. „O, mit mir, lieber Doktor, geht es — wie immer — leidlich! Sie wissen ja, daß ich nicht gern klage; — aber, gehen Sie doch zu der guten B! — Gott, was das Weib leidet!!" Er eilt zur Frau B. „Ach, ruft sie ihm sanft entgegen, bester Doktor, Sie können mir endlich bestimmt sagen, was die arme A. macht? Gewiß hat die Gute Sie zu mir geschickt; — und der Engel leidet selbst so sehr!!" Nein, es geht recht gut, sagt er beherzt; — aber, da trifft ers! — „O, wie können Sie das glauben! sagt sie: Sie sollten doch ihre Natur besser kennen — aber freilich, sie ist, wie ich; sie klagt nicht gern, und es wird einmal sehr bald um diese papierne Gesundheit

geschehen seyn. O, das liebe Weib ist sich selbst so entsetzlich ihart!" Zum Glück kann er dieß Letztere wahr finden, da er weiß, daß die Frau A. sich Abends zuweilen einen dicken Leib ißt. — Doch endlich, — sollte es auch erst bei der Frau X. Y. Z. seyn, — muß denn wohl einmal eine Krankheit genannt werden, und da kommt nun so Etwas zum Vorschein wie „Mattigkeit zum Umsinken — rasendes Kopfweh — Magenkrampf," wobei immer das bequeme Hauptübel der „entsetzliche ewige Hunger ist!" Kurz, alles läuft, sobald er es ins Deutsche übersetzt, gewöhnlich auf die Klage jenes Spaßvogels hinaus, der zum Arzte sagte: „Ach, Herr Doktor, ich bin erschrecklich krank! Ich verliere allen Appetit zur Arbeit, und bei meiner unnatürlich starken Eßbegierde bin ich dennoch beständig mit einem unauslöschlichen Durste geplagt, welches mich denn, wie Sie leicht denken können, so abmattet, daß ich nun schon seit langer Zeit eben die ganze Nacht zu Bette liegen muß!" Doch alles dieß geschieht mündlich nur mit Vorsicht, weil man sich die Zufuhr des Proviants nicht abschneiden darf; schriftlich aber hat die menschliche Verkehrtheit freies Feld. Da spielt mancher Mann, der einen Geldbrief schreiben, oder sonst eine bestimmte Antwort von sich geben soll, auch mit den wichtigsten Wahrheiten und Gefühlen. „Ich kann heute nicht antworten; ich leide wieder einmal entsetzlich an meinem alten Uebel,"

soll heißen: an meiner Frau; an meinem Beutel — und, du mußt warten! „Gott, mein Bruder ist todt! Verzeihen Sie, aber ich kann heute nicht weiter! diese Scenen haben meine Gesundheit vernichtet!“ soll heißen: Gottlob, mein Bruder ist zwar unbeerbt gestorben, und wie gern gäbe ich meine Frau drum, wenn meine Schwester auch so sanft und selig aufgelöst würde, als jene Zwei, damit ich dich bezahlen und ferner anführen könnte; aber zu beiden letztern Dingen weiß ich heute noch keinen Rath. „Eine nothwendige Reise hat mich verhindert eher zu antworten,“ soll heißen: Es geschah aus Faulheit oder Geiz oder Furcht, und ich bin nicht hinter dem Ofen vor gekommen; — oder gar: aus Aerger darüber, daß ich deinen Mahnbrief beantworten sollte, bin ich von Hause weggegangen, habe angeblich eine Reise nach Geld gethan, und bin mit neuen Schulden glücklich zurückgekommen. — Nun? Wem von euch, meine Herren, ist nicht einmal wenigstens etwas Aehnliches passirt?“

„Keinem! sagte Brixenfels lachend: Und man kann nichts Frecheres und Unverschämteres sehen als dich, sobald du das menschliche Herz zu verläumden anfängst! — Höre, Fink, wollen wir unsre Reise endigen, und die Augen nach dem Norden wenden?“

„Ich bin bei Allem, antwortete Fink: aber — da müßten wir ja auseinander? Wie wird das seyn, Kin-

derchen?“ Er ward nachdenkend, und legte nach einiger Zeit mit wehmüthiger Miene seine Hand auf des schweigenden Brixenfels Schulter.

„Der Graf, fuhr dieser endlich fort, hat vorgeschlagen, daß wir vor der Hand noch auf seinen Gütern zusammenleben sollen, da ihm die Alpen zum zweitenmal zu hoch sind. Er hofft indessen, daß wir Beide unsern bisherigen Fleiß verdoppeln werden, um auch in jener theuern Gegend unsre eignen Erhalter zu seyn, in so fern dieß seiner gastfreien Weise und den bis jetzt unter uns bestandenen Gesetzen angepaßt werden kann. Unter diesen Bedingungeu dürfen wir also von seinem Anerbieten Gebrauch machen —“

„Bravo!“ rief Schweizer ärgerlich, und wollte fort.

„Geduld! sagte Brixenfels: Mein Rath ist also dieser. Schweizer reist ab, und wir beide ziehen langsam hinterher, mit möglichstem Fleiß und Geize, damit der Ueberschuß unsrer Reisekasse, der in Sabinium so sehr gelitten hat, endlich wieder wachse. Du hast bisher, laut meiner Rechnung, ziemlich oft Louisd'ore zur Kasse geliefert, aber auch viele verthan. Denkst du, deine tollen Sprünge kosteten nichts? Das heißt also nur so viel, du sollst Gott fürchten, und im Fleiße nicht erkalten. Uebrigens sind wir kapabel, aller Welt zum Trotz, der ganzen Gesellschaft hier noch vor unserer Abreise ein

déjeuner dansant zu geben, wovon man reden soll. Ist es dir recht, lieber Karl!"

Der Graf hatte nichts dagegen, wenn es auf seine alleinigen Kosten geschehe, und Brixenfels dabei, wie immer, die Hauptrolle spiele.

„Das Letztere wird vielleicht nicht mehr nöthig seyn, meinte dieser: Denn mich dünkt, du spürtest seit einigen Tagen schon gewaltigen Drang, dich aus der Grillenwelt wieder in den Grafenstand zu erheben."

„Aber, ihr sollt mit mir reisen, eiferte Schweizer, und dort ruhen, und mein gehören, und unsern Kunstplan beginnen!"

„Den bereden wir erst noch hier, sagte Brixenfels: Ja, Fink, an den Plan soll es nun mit allem Ernste gehen."

„Endlich? rief Fink erfreut aus: Aber noch Eins: — Wie sieht es dort mit den Frauen aus? Lieferst du uns auch weibliche Gesellschaft quantum satis gratis? Denn wer soll mit mir spielen, schäkern und mich putzen, wie Gundchen und Emilie und Ida thun? Gibt es dort dergleichen hübsche Dingerchen?"

„Versteht sich! sagte Schweizer: Mädchen zum Küssen und zum Malen! Und du sollst sie in die Schule nehmen!"

„Fink jauchzte laut, und fiel seinen Freunden um den Hals. Nur vergeßt nicht, sagte er, bei dem ersten

Beschluß über den Kunstplan hauptsächlich mich zu Rathe zu ziehen, da ich ohne Ruhm zu melden die Welt von einigen Seiten besser kenne als ihr."

„Guter Fink, seufzte Brixenfels, des Menschen Machwerk wird vergebens für die Ewigkeit berechnet! Aber Steinach — Steinach geht mir nahe! Er war es, der uns hier um sich her versammelte; er ist wieder so innig mit uns vereinigt; ich möchte sagen, er ist der Beste unter uns: und ach, wir müssen ihn nun in diesem Winkel zurücklassen, wo er vielleicht noch lange mit seinem Mißgeschicke fortkämpfen wird! O, das thut mir im Herzen weh!"

„Ich habe ihm die besten Vorschläge gethan: sagte Schweizer: aber er hat mir auf eine Art widerstanden, die ich nicht tadeln konnte. Uebrigens bin ich nicht im Geringsten unruhig über sein Schicksal, und es freut mich, daß auch er jetzt in einer gewissen Krise lebt, und sich nach einem größern Wirkungskreise sehnt. Glaube mir, er weist seinen Wiesen und Kohlbeeten den Rücken, sobald wir fortgehen!"

„Herrlich, herrlich! rief Fink. Und vielleicht gewinnen wir ihn gar für unsre Sache! Also wäre denn nun alles im Klaren! Ich blicke wieder mit neuer Lust eine Strecke ins Leben hinein! Ich sehe uns alle schon auf deinen Gütern herumwirthschaften, und drücke den alten Onkel ans Herz! Aber, wie soll ich von hier wegkom-

men? Ach, wie wird mir seyn, beim Scheiden von all den lieben Weibern! Hätt' ich nur Thränen genug, ich wollte schon heute einen ganzen Sund oder Belt damit vollweinen! An das liebe Gundchen und ihr süßes Kosen und Spielen bin ich nun einmal gewöhnt; und wirklich ist sie mir zur Unterhaltung die Liebste unter Allen. Sie steht gerade in dem interessanten Alter, wo die zärtliche Jungfrau im Mädchen erwacht; wo das Mädchen am Abend nicht mehr eher einschläft als es soll, sondern später; wo es statt fest zu schlafen nur so leicht hindämmert, daß eine Nachtigall es wach singen kann; wo es gern allein geht, insgeheim in seinen Briefchen kramt, mancherlei schreibt, und alles wieder verbrennt; des Morgens mit einem tiefen Seufzer, aber doch freundlich erwacht, dann über seltsame Träume klagt, und diese auf keine andere Art erzählen will als durch Erröthen. Und mit diesem zarten Jugendgewande, meine Herren, bin ich, mit eurer Erlaubniß, auch noch ein wenig angethan, und gefalle mir, Gundchen gegenüber, ganz teufelmäßig wohl darin, wenn gleich neulich der alberne Steinach mich in dieser Hinsicht mit einem Gascogner verglich, welcher sein Hemd vier Wochen lang auf Einer Seite trug, und dann beim Umwenden desselben vergnügt sagte: il fait bien beau être dans le linge blanc! Das beiseite gesetzt, freue ich mich dießmal ganz unbändig auf unsre Trennung, weil sie so schnurstracks zu unsrer Wiederver=

einigung führt! Wenn wir nun so einpacken, und auf die Postillons fluchen, und auf unsern Bedienten losprügeln, und nun in Sabinium und Hohenblat Abschied genommen, und uns wer weiß noch aus welchen festen Banden losgewunden haben; und da stehen, und an die rothen Augen sechs Augenbäder halten, und uns durch den frohen Gedanken an unsre eigne Trennung wieder erheitern; und endlich Schweizers Postillon zuerst bläst, weil er einen Grafen fährt, und ich mich über den Kerl ärgere, aber zuletzt wieder gut werde, und nun so vor dich hintrete, und sage: o du theurer Graf, lebe dann wohl, wohl! — Gott, ich kann nicht mehr! — sey glücklich, und nimm meinen besten Segen nnd meine letzten Ermahnungen! Handle stets als Christ, wenn du etwas Erkleckliches aus dem Judenleibzoll nehmen willst; kreuzige dein Fleisch und Bein, wenn deine hochmüthige Frau behauptet, sie sey auch eine Rippe davon; sey gutthätig, wenn dein Appetit dich um eine milde Gabe anspricht; lebe keusch, wie der weise Salomo; sey vorsichtig, ehe du dich gegen Andere nachsichtig zu seyn entschließest: sey getreu, gegen die Frauen, damit du deiner eignen die Treue gegen dich allein mit desto größerm Recht einschärfen könntest; sey ein Mann gegen sie, lieber Graf! fürchte dich in dieser Welt vor nichts, was eßbar ist, sondern sey tapfer, gegen deine Bedienten und

Unterthanen. — Kurz, mein Freund, sey Alles was du willst, nur zur rechten Zeit, und mit einer guten Art, die uns durch die Welt hilft. Was? Wenn bei unserm Abschiede nicht alles sich wörtlich so begibt, wie ich jetzt prophezeihte, so sagt, ich hätte eben gelogen!"

Unruhig schwebte die kränkelnde Ida, mit dem Strickkörbchen am Arme, in ihrem Zimmer umher. Alle Fenster waren geöffnet, und liebliche Kühlung wehte von außen herein. Aber im Innern des entzündeten Mädchens pochte ein feuriger Gast: das süße Gift der nächtlichen Küsse war in alle Adern gedrungen, und hatte die Schmachtende schon bis zu jenem Zustande gebracht, in dem ein junger Busen, von seiner eignen Fülle beunruhigt, keinen Frieden mehr kennt, als den, welchen die Liebe, nur in Triumphe noch großmüthig, unterzeichnet, bis zu jener zärtlichen Beklommenheit, worin bei jedem leisen Wort und Seufzer die Sehnsucht öffentlich mitspricht, und jeder stille Blick schon aus der Thräne des Selbstgeständnisses hervorschimmert. „O meine theure Franziska! rief sie aus: Warum mußtest du mich mein eignes Herz in dem Spiegel des deinigen sehen lassen. Ich kannte die Liebe nicht, und erblickte mich plötzlich als ihre Beute. Sorglos schlummerte ich an der Brust eines niegekannten Glückes; ach, ich war so selig, da mein Auge noch in

unschuldigem Spiel an seiner Gestalt hing, und süßere Nahrung aus den Strahlen seiner zärtlichen Blicke sog, als die Biene aus Blüthenkelchen! Seine holden Worte drangen in mein offnes Herz; er war ein Freund, den meine Seele liebte! O, es wäre ewig so geblieben! Aber du, Franziska, weckest mich so unbarmherzig aus dem schönen Traum; und wozu? Nicht zur Vernunft, noch zu meiner Pflicht, nein, zur Eifersucht bist du erwacht, Unglückliche, und das Elend liegt weit und schrecklich vor dir da!" Sie schluchzte laut. „Du sollst zu Grunde gehen, fuhr sie fort, und verweilte vor einem Spiegel: deine Blüthe muß verbleichen, Ida! Er nannte mich einmal schön; wie mir da sein Lächeln wohl that! Ach, er hatte den Zauber ihrer Lippen noch nicht gekostet! Und wie tief stehst du unter jenem prächtigen Bilde, armes Mädchen! Gab es jemals ein hoffnungsloseres Sehnen, als das meinige? Und, während eine thörigte Liebe mich langsam verzehrt, und die Qual der seltsamsten Eifersucht mein Herz zu zerreißen droht, was soll ich, was kann ich thun oder sagen? Was darf ich der Welt gestehen? Soll ich meine Aeltern mit der Entdeckung tödten, daß ich aus Liebe zu einem reisenden Maler wahnwitzig geworden bin? O, meine herrliche, stolze Mutter, du sollst es nie erfahren, warum dein Kind verschmachtet ist! Oder soll ich ihm selbst meine Liebe gestehen, ihm, der mich vielleicht nie geliebt hat. Ach,

ihm, dem noch gestern Franziska insgeheim ihre Hand an die Lippen drückte? Oder der Prinzessin Geständnisse thun, ihr, die thörichter ist als ich? Sie auf den Knieen um den Mann bitten, welchen ich nie besitzen darf? Oder mich Steinachen entdecken, daß er die Romanheldin verachte? Und wenn nun diese fürchterliche Prüfungswoche vorüber ist, soll ich den Präsidenten mit meiner Hand betrügen? Diesen Würdigen? Pölten, Pölten! Wüßt' ich, daß du willig und kalt und treu genug wärest, um mich an deiner Seite nach und nach verbluten zu sehen; könnt' ich dich zu meinem Freunde gewinnen: o, ich wollte dich wie einen Gott ehren, ich wollte Muth fassen, dir sogleich mein ganzes Herz öffnen, und die deinige seyn! Meine Freundschaft sollte dir lohnen."

Sie dachte jetzt diesen letztern Gedanken zum erstenmal deutlich aus. Er gab ihr eine Art von frohem Muth, und hielt jeden tragischen Entschluß von ihrer Seele fern. Nur der einzige Zweifel peinigte sie, ob dann Pölten auch großmüthig genug seyn werde, ihre Hand noch anzunehmen? Sie war zu gebildet, um nicht sogleich ihre ganze mitleidswerthe Lage zu übersehen; zu tief verwundet, um sich von dieser Liebe selbst zu heilen; zu enthusiastisch, um nicht sich selbst willig zum Opfer für das Glück der Aeltern zu weihen; zu kindlich und zart, um ihre Mutter durch Geständnisse zu kränken, welche ohnehin nichts ändern konnten, und zu stolz für

jedes Geständniß an die Welt, oder an den Mann ihrer Liebe, der, wie sie glaubte, längst in einer andern strafbaren Leidenschaft brannte, und seine ganze Seele schon an die fürstliche Braut verloren hatte. Denn bei Franziska's Schönheit sah die Bescheidne nicht ein, wie der feurige Mann einer Zuneigung widerstehen könne, welche die Prinzessin so schlecht zu verbergen wußte, sobald sie mit ihm, oder Ida'n allein war, und die sie doch vor der Welt so trefflich beherrschen konnte. Niedergedrückt von der Hoheit ihrer Freundin, fühlte Ida eine gewisse Erbitterung gegen sie, ja sie fürchtete gar, die einst so edle Franziska bald verachten zu müssen, seitdem ihr die Unbefangene, die kein Geheimniß vor ihr verschloß, mit einer gewissen naiven Freude erzählt hatte, sie sey von Finken benachrichtigt, daß die Maler sich vermuthlich bald am Hofe ihres Bräutigams niederlassen würden. Das arme, von allen Seiten geängstete Mädchen, glaubte jetzt schon fern bis in die Vorhöfe eines Verbrechens zu schauen; ihr reines Herz fand eine Art von Trost in dem eignen Vorsatze, von allem Glück freiwillig zu scheiden, und mit rührender Lust hieß sie den Gedanken an Pölten willkommen. Aber sie kannte die volle Stärke ihrer Liebe noch nicht!

Mitten in diesem Kampfe sah sie den Wagen ihrer Peinigerin heranrollen. Freundlich flog Franziska ihr

entgegen, und drückte sie ans Herz. Fräulein Landstein war ihre Begleiterin.

„Du bist so heiß als ich, liebes Mädchen! sagte die Prinzessin: Gib acht, wir zerschmelzen noch in diesem afrikanischen Sommer! Die Nacht war so frisch und kühl; und dennoch klopfte mir das Herz vor innerer Gluth. Sage mir doch, warum gibt es keine Betten von Eis? und warum habe ich weder Ruhe noch Rast? — Ei, wie du jetzt roth bist!"

„Ich fürchte nur, erinnerte die Landstein: Ihre Durchlaucht werden sich bei den frischen Nächten einmal erkälten."

„Ach, du weißt viel! rief Franziska, und machte sich's kühler, und athmete in tiefen Zügen. Was gäben wir wohl jetzt für eine solche Nacht, Ida, wie die waren, als ich dich im Frühlinge bei mir hatte?"

„Sie sind dahin!" seufzte Ida.

„Ich hoffe, es ist dir recht, fuhr Franziska fort, ich habe Schweizern und seinen Freund hierher beschieden, weil der letztere über die beste Richtung unsrer beiden Gesichter vorher zu Rath gezogen werden soll? Auch wünscht Schweizer selbst, daß man die Fertigung der beiden Gemälde doch lieber seinem Freund anvertraue, ihn selbst aber, weil er noch wenige Köpfe gemalt habe, nur hie und da seine Meinung dazu sagen lasse."

„Auch ich wollte schon neulich hierum bitten, weil ich es besser fand," antwortete Ida, und fühlte, daß ein beträchtlicher Stein sich von ihrem schwachen Herzen abwälzte.

„So werden Sie also, sagte die Hofdame, das seltne Glück haben, von einem Grafen gemalt zu werden, der noch dazu höchstwahrscheinlich ein deutscher Reichsgraf ist. Denn man weiß schon alles Nöthige von ihm. Nur der Name geht noch ab, da nach unsern Nachrichten gegenwärtig deren Etliche sich auf Reisen befinden sollen."

„Ist's endlich heraus? rief Franziska: Nun, die Sache wird mich bald selbst interessiren. Man muß ihn zu entdecken, und vor dem Hofe bloß zu stellen suchen." Sie gerieth in ein tiefes Nachdenken und seufzte. „Wir haben ja, sagte sie zuletzt, den herrlichsten Maaßstab für die wahren Kennzeichen des vornehmen Anstandes von einem der größten Geister. Ida, laß uns doch unsern Lieblingsdichter darüber um Rath fragen, welchen unter den drei Reisenden wir nach jenen Kennzeichen als den Vornehmsten, als den Grafen zu betrachten haben."

Ida holte das Buch, und mußte die zu dieser Materie gehörige Stelle vorlesen*). Dann bemühten sie

*) Was Serlo in Göthe's Wilhelm Meister B. 3. S. 193. über den vornehmen Anstand sagt.

sich, das dort Gesagte auf unsre Freunde anzupassen. Die Landstein war am geschwindesten damit fertig, Brixenfelsen mit dem gräflichen Ehrenkleide anzuthun, und meinte, der Dichter selbst räume offenbar ein, daß Keiner eigentlich vornehm thun könne, der nicht vornehm geboren und erzogen sey. Brixenfels betrage sich aber wahrhaft vornehm.

Franziska hingegen fand, mit gleicher Parteilichkeit, das Meiste der angegebenen Regeln eben so anwendbar auf Schweizern als auf Jenen. „Du weißt es einmal, gab sie der Landstein Schuld, daß Brixenfels der Vornehmere ist, und darum bist du nicht mehr zu einem unparteyischen Urtheile tüchtig. Wir Beide aber sind noch nicht völlig überzeugt, und können uns also noch unbefangen auch die zwei Uebrigen als Grafen denken. Auch tritt ja hier, — soviel ist ausgemacht, — der Fall einer absichtlichen Verstellung ein; und, wenn man von physischer und geistiger Leichtigkeit in der Haltung einen richtigen Schluß auf vornehme Erziehung machen dürfte, so würde ich gewiß vor Allen auf den gewandten Fink rathen, dessen wildes Herumfahren vielleicht nur angelehrt ist. Aus diesem Allen ergibt sich übrigens, daß wir jetzt gerade so klug sind als vorher, und unsern Dichter noch sehr schlecht verstehen."

„Ich glaube nicht, sagte Ida, daß er diese Grundsätze überhaupt auf gebildete Künstler angewendet haben

will. Wir finden, so scheint es wenigstens mir, folgende hervorstechende Züge an diesen Malern: an Brixenfelsen, der seinen Charakter nur vorsichtig und selten zeigt, weltkluge Erfahrung, und eine gewisse Unnahbarkeit für leidenschaftliche Gefühle, verbunden mit einem hohen Grade von menschlichem Stolze, welchen er gegenwärtig, wie ich glaube, in Künstlerstolz eingekleidet hat; an Schweizern, edeln Charakterstolz, große Leidenschaftlichkeit, und (ihre Brust hob sich jetzt höher, da es dem Freunde galt) tiefes, feuriges Gefühl für alles Herrliche; endlich an Finken, leichtflammendes Feuer zum Guten, Scharfsinn und Genie zu Allem, jugendliche Lust an jeder Fülle des Lebens, alles dieß aber ohne freie Thatkraft, und noch in einer schülerhaften Empfänglichkeit für jede Richtung. Ein Urtheil über ihren Kunstsinn und ihre Künstlerkräfte wage ich nicht zu fällen. Allein, Jedermann wird schon in der ersten Stunde ihres Umganges sich überzeugen, daß sie sämmtlich in der Schule der größten und kleinsten Welt erzogen und ausgebildet sind; und daher würden sie, auch wenn der Fall jener absichtlichen Verstellung nicht, sondern nur eine völlige Fremdheit statt fände, zwar an sich nach den Regeln unsers Dichters beurtheilt, aber nimmermehr würde durch diese Regeln allein mit Sicherheit der Graf entdeckt werden können, den Fräulein Landstein unter ihnen vermuthet, und welchen ich selbst übrigens mit ihr, — nur aus an-

dern und mehrerlei Gründen, als sie, — einzig in Brixenfelsen errathen würde."

Man bat sie eben um Vorlegung ihrer Gründe, als unsre Freunde erschienen. „Wir wollen sie doch selbst darüber hören!" flüsterte Franziska. Sie begrüßten sich, und Brixenfels fing sogleich an, einige Attitüden zu entwerfen, woraus die Damen dann wählen sollten. Schweizer ordnete ihre Haare, schmückte sie und ließ die lieblichen Gestalten in mancherlei Bewegungen seinem Freunde vorüberschweben. Als er sich dann setzte, um auch zu zeichnen, fiel ihm die aufgeschlagene Stelle des Dichters in die Augen. „Erinnerst du dich noch, sagte er, und reichte seinem Freunde das Buch, wo wir einmal über diese Stelle gesprochen haben?"

„Sehr wohl," antwortete Brixenfels, und gab, da die Damen leise zusammen sprachen, Jenem einen Wink, auf seiner Huth zu seyn.

„Ich wollte, fing Franziska an, Sie erläuterten uns diese Stelle, von der wir noch eben sprachen. Serlo sagt, der vornehme Anstand sey eigentlich negativ. Dieß kommt uns schwer vor. Es muß doch in diesem Negativen auch eine gewisse wohlüberlegte Aktivität versteckt liegen? — Man muß doch den vornehmen Mann auch, indem er als solcher handelt, darstellen können? — Auch möchten wir lieber über das wirkliche Vornehmseyn als über das Scheinen Aufschluß haben."

„Ich verstehe jetzt! sagte Brixenfels mit einem beißenden Lächeln: Sie wünschten eine Regel, nach welcher man sogleich beurtheilen könnte, ob Einer der vornehm thut, nicht etwa ein Gemeiner ist, und umgekehrt. Und diese Regel fürs praktische Leben aufzufinden, wird sehr schwer seyn."

„Voyés le traître!" lispelte die Prinzessin.

„Nein, sagte Ida, das war es nicht allein. Die Frauen lieben die Ausführlichkeit, und fassen einen solchen Begriff dann am leichtesten, wann ihnen der Lehrer beide Extreme gibt, und nun das, was in der Mitte liegt, herauszufinden ihnen selbst überläßt. Also, wir wollen wissen: Was ist ein vornehmer Mensch im besten, — was ist ein gemeiner Mensch im strengsten Sinne des Worts?"

„Ein vornehmer Mann, sagte der lebhafte Schweizer, ein Mann, der zuerst nimmt, vor Andern genommen oder gesetzt wird, ist eben ein Jeder, der durch Umgebungen, Betragen, Thun und Lassen im Aeußern den Vorzug vor Andern behauptet."

„Bemerken Sie, setzte Brixenfels dazu, wie begehrenswürdig jetzt das Prädikat Vornehm auf einmal erscheint! Ist es nicht eben so gewiß der letzte Adel alles irdischen Glücks und zeitlichen Werths in den Augen der ganzen großen Welt, als das Schöne zuletzt auch die Tugend noch zu adeln vermag? Ja, das Schöne selbst,

in einer gewissen Vollendung gedacht, läßt sich eigentlich nur im Glanzlichte des Vornehmen denken."

„Ein gemeiner Mann hingegen, fuhr Schweizer fort, steht wegen seiner Umgebungen und seines Betragens immer in einem gewissen Nachtheile gegen Andere in Rücksicht des Aeußern."

„Um aber, fiel Jener wieder ein, den reinen Begriff des höchsten und strebenswerthesten Vornehmseyns zu fassen, müssen wir uns vor allen Dingen Standeshoheit, Geburt, Tugenden und Glücksumstände völlig wegdenken; denn sie sind an sich keine nothwendigen Bedingungen des Vornehmen, sondern nur oft vorkommende Eigenschaften, und Hülfsmittel dazu."

„In diesem Sinne, meinte Franziska, kann also ein Kaiser gemein, ein armer Abbé vornehm seyn."

„Vortrefflich! rief der lächelnde Brixenfels: Uebrigens enthält das Vornehmthun oder Scheinen nur eine uninteressante, oft widrige und lächerliche Prätension; das Vornehmseyn aber ist schon ein ernsthaftes und wohlgefälliges Postulat des Würdigen und Edlen."

„Wir wünschen, daß man uns lebendige Beispiele und einzelne Bilder von beiden Extremen aufstelle," verlangte Ida.

„Der Vornehme, fuhr Schweizer fort, scheint in der Gesellschaftsreihe aus Zufall voranzugehen; er nimmt aus Gewohnheit den ersten Platz ein, wenn er ihm ge-

bührt; dort ist er gern gesehen. Der Gemeine drängt sich noch auf den untersten Plätzen vor; man lächelt über ihn, selbst wenn er auf dem letztern steht, und wünscht ihm ein besseres Betragen. Beim großen Gastmahle nimmt der Vornehme die feinsten Speisen an; vom strengern Leibgerichte redet er wie von einer Schwachheit; man setzt es ihm vor, aber nur wie im Scherz, und überreicht es wenigstens in einer eleganten Schale. Der Gemeine behauptet: „es esse sich am besten aus irdener Schüssel auf ungedecktem Tische: Kohl mit Kartoffeln gemischt sey seine Leibspeise," und lobt sein Essen öffentlich, während man nach dem Vornehmen hinsieht, ob er nicht hierüber lächeln wird."

„Ich wünschte, erinnerte hier Brixenfels, du nähmst deine Bilder mehr aus der eigentlichen Konversazion. Zum Exempel so: Gib zwei Menschen in der Gesellschaft einen Wink über die Plattitüde eines Dritten. Mit kaum sichtbarer, behender Mimik quittirt dich der Vornehme über deinen Wink; aber seine Mienen zeigen nur höchstens an, daß er sich amüsirt; du erfährst zwar sicherlich, daß dein Saame auf ein gutes Land fiel, aber ohne daß ein Anderer hiervon Kunde erhält; und du selbst, wenn du ihn kompromittiren wolltest, würdest mit jener blaßgeschriebnen Quittung nichts gegen ihn beweisen können. Der Gemeine aber empfängt den Witz deines Winks, wenn er ihn verstand, mit Frohlocken;

er ruft auch wohl: Da haben Sie Recht! u. s. w., so, daß du erröthen mußt, wenn nun der Verspottete aufmerksam wird, oder ein andres Mitglied sich in euern Blick- und Wortwechsel mischt. Doch, fahre nun weiter fort!"

„Der Vornehme, sagte Schweizer, will nichts als ein bedeutendes Glied der Gesellschaft seyn; dadurch macht er sich in der Stille zu ihrem Könige. Indem er nur, wie jedes Glied, die gegenwärtige, oder vielmehr eine andere noch vornehmere Gesellschaft repräsentiren will, achtet ihn wenigstens die anwesende dankbar für den Anführer. Sobald dieser den Saal verlassen hat, fühlen sich die Gemeinen frei, glauben lauter reden zu dürfen, unternehmen es, auch zu repräsentiren, und werden dadurch possierlich. Sie wollen imponiren, und die gemischte Gesellschaft wird endlich über sie lachen, als wären sie Thoren. Während dessen aber glaubt man den abgegangenen Vornehmen immer noch im Hintergrunde zu sehen. Der Vornehme drückt sich behutsam und allgemein aus. Der Gemeine setzt seinen ganzen Ruhm bei dem ärmlichsten Detail aufs Spiel; schnell, hitzig und kühn geht er auf jede Meinung ein, und unaufhörlich schallt es: Ja, Nein und Ich. Es ist schwer, dem Vornehmen eine Beleidigung anzuthun, weil er sich nur der Strafe, niemals der Beleidigung werth machen kann. Der Gemeine scheint uns über seinen edelsten Handlungen

und Aeußerungen zuweilen Nasenstüber zu verdienen, weil die Vorbringungsart so ärgerlich und ohne Form ist. Wer in der Uebereilung etwas Selbstbeschämendes redet, sieht sich gewiß in diesem Momente von keinem Vornehmen angeblickt; es geschähe denn aus Neugierde, wenn dieser den Fehlenden nicht kennt, oder ihn aus der Stimme nicht sogleich errathen konnte. Der Gemeine schaut ihm gerade ins Angesicht, und kann sich des Lachens kaum erwehren. Der Vornehme billigt im Gespräche der Versammlung keine Persönlichkeit, und weiß die gegen ihn selbst gerichtete durch Ernst und Klugheit zu verhüten. Der Gemeine beklatscht jede, zieht die zweideutige selbst auf sich, und vertheidigt sich darüber mitten im Zirkel. Gestern verlor der Vornehme im Prozeß eine wichtige Geldsumme, heute gewann er eine zehnmal wichtigere; aber bei seinem gestrigen Souper bemerkte man keine Besorgtheit; beim heutigen keine Verschwendung; heute, wie gestern, nur die gewohnte schickliche Pracht. Der Gemeine, in gleichem Falle, legte beide Ereignisse seinen Gästen aus jeder Schüssel mit vor. Indem der Vornehme im Umgang alles Unschickliche vermeidet, wird er sehr oft das Würdige desto leichter finden. Er darf niemals Etwas gut heißen, was wider die Gesetze des Tons und der gesellschaftlichen Uebereinkunft läuft; selbst der treffliche Witz, der aber diese Gesetze übertritt, darf ihm kaum ein zweideutiges Lächeln abgewinnen, wäre auch sein

Herz darüber innig erfreut. Seine Leidenschaften trägt der Gemeine zur Schau; der Vornehme zeigt sie nie; er äußert keinen Haß, nur leichte Verachtung, nie zeigt er Liebe und Bewunderung, nur Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, höchstens Anhänglichkeit und lebhafte Billigung; nie wird er im Zorn aufbrausen, sondern nur in hohem Grade mißbilligen; kein Hochgefühl darf ihn hinreißen, keine Fühllosigkeit erniedrigen: sobald der Affekt ihm zu nahen droht, wirft er sich vor dem Angesichte der Welt in die Stellung der ewigen Regel zurück. Den wahren Beleidiger sucht er im Anfange von seinem Vorsatz abzubringen, es sey, wie schon gesagt, durch Klugheit oder Höflichkeit, durch Nachgeben oder feine Wendungen. Gelingt es nicht, so bringt er ihn, wo möglich, durch Andeutung seiner Ueberlegenheit augenblicklich zum Schweigen, stellt ihn mit einem einzigen sicher treffenden Witze dem Spotte des ganzen Zirkels aus, verwickelt ihn mit andern Gliedern, oder sich selbst mit dem Interesse der ganzen Gesellschaft, macht ihn, nach Umständen, durch tiefen Ernst vor den Folgen zittern, oder sucht doch wenigstens eine Ursache des plötzlichen Abbrechens oder Entfernens geschickt herbeizuführen. Furcht und Wuth müssen ihm gleich unbekannt scheinen. Denn er ficht mit den leichten Waffen der Behutsamkeit und Ironie. Selbst den Officier, der seinen Widersacher arretiren sollte, würde er noch mit anscheinender Ruhe

herbeirufen, und Jenem auch in diesem Augenblicke keine Unhöflichkeit sagen. Der höchsten Nothwehr bedient er sich in der Gesellschaft nur dann, wann er vorher durch seine Haltung sich der öffentlichen Meinung ganz bemächtigt hat, und gewiß versichert ist, daß das allgemeine Urtheil dahin ausfallen müsse: sein Gegner habe ihn mit Gewalt zu diesem Schritte genöthigt. Nur in Gesellschaft kann und muß er der vornehme Mann seyn; und zwar freilich in jeder; selbst in der Gesellschaft seines Bedienten, weil ja dieser ausplaudern könnte; aber in jeder Gesellschaft beträgt er sich natürlicher Weise nach eignen Regeln. Als vornehmer Mensch braucht er zwar noch nicht ein Gelehrter oder Künstler zu seyn; aber er muß nothwendig alles das, womit Unwissenheit und Unglück sich lächerlich machen, kennen und vermeiden, und dieses da, wo es gerade gilt, aufzufinden und zu belächeln wissen. Die Gesellschaft muß auf sein Urtheil, selbst über das Wichtigste und Größte, jederzeit begierig seyn; dieses muß dann nicht nothwendig so ausfallen, daß es die Sache selbst erschöpft, aber immer so, daß die meisten Menschen seines Kreises bei dem beständigen Glauben erhalten werden: Wenn er wollte, Zeit hätte, mehr Veranlassung bekäme, u. s. w., so würde man vielleicht unter Allen von ihm das Beste hören. Seine Mienen müssen in den Augen des aufmerksamen Beobachters der Probierstein für alle Sätze seyn, welche die Gesell-

schaft vorbringt und in ihre Unterhaltung zieht. Brächte ein Mitglied wahre Absurditäten auf, so müßte er diese völlig überhören zu wollen scheinen."

„Ich werde in meinem ganzen Leben keine vornehme Person! rief die Prinzessin aus: Wie ist es denn möglich, von Außen so vielerlei zu beobachten, und doch auch im Innern grundgut zu sein?"

„Bei der Vernachlässigung dieser Regeln, beschloß Schweizer, kann der Mensch zwar immer eine hohe, große, reiche, gelehrte, geschickte, edle, ehr= und liebenswürdige, — aber nie eine vornehme Person im höchsten Sinne dieses Worts seyn. Allen jetzt genannten Eigenschaften hingegen vermag er durch das Vornehme noch einen neuen Werth, die schöne Form, zu geben."

„Nun, sagte die Landstein, so suchen Sie uns denn ein Paar Beispiele beider Eigenschaften von unsrer Bekanntschaft aus, damit Jedermann nach dem Reiche der Vollkommenheit desto eifriger trachten könne."

„Sie selbst, Gnädigste! erwiederte Brixenfels, werden das Gewagte, ja ich möchte sagen das Unschickliche einer solchen Beispielaufstellung so wenig verkennen als wir. — Uebrigens wird aber auch das Vornehme unter den von meinem Freund angegebnen Bedingungen nur selten gefunden werden. Allein, es gibt noch ein menschliches Betragen in der Mitte der beiden dargestellten Extreme: — zu w a r m, um vornehm zu seyn, zu er=

haben, um sich jemals dem Gemeinen zu nähern; und dieses ist gewöhnlich das schöne Erbtheil edler Seelen."

Schweizer lenkte jetzt das Gespräch mit Eifer auf andere Gegenstände, und nachdem sie ihre Attitüden geendigt hatten, ließ Brixenfels die Prinzessin auswählen. Während Ida in einem entfernten Fenster dasselbe that, versank Schweizer in ihrem Anschauen, und bleib wie bewußtlos vor der Geliebten stehen. Als sie aufsah, und über seine feurigen Blicke erröthete, rief er unwillkührlich aus: „O diese sanfte Gestalt ist mir so heilig! — Sie ist liebenswürdiger als die Schönheit wenn sie Kranke pflegt!" Er fuhr empor, und schien aus einem Traume zu erwachen.

„Schweizer! drohte sie leise und süßlächelnd: O dieser Mann ist mir so verderblich! Er ist gefährlicher als ein Lehrer wenn er schmeichelt!" Aber sie wandte sich schnell gegen das Fenster, um ihre Bewegung zu verbergen. So zart ihr ganzes Wesen war, so leicht und schnell glühte es ihm gegenüber auf.

Er griff mit einer gewissen Hast nach seinem Hut, und es kam bald zum Abschied. Brixenfels ward nun förmlich zur Fertigung des Bildes beauftragt, welches in zwei Exemplaren gemalt werden sollte. Die Freundinnen wollten unter einer alten Eiche des Parks nebeneinander sitzend dargestellt seyen. Ihre Hände sollten

vereinigt werden. Ida, im linken Arme die Guitarre haltend, und die Prinzessin, mit der rechten Hand eine Rose vom überhängenden Strauche brechend. Die Köpfe zu einander geneigt, und in kosender Vertraulichkeit. Beide Figuren in Morgenkleidung. In den Hecken sollten einige Singvögel sichtbar seyn.

Brixenfels mußte da bleiben und die Prinzessin zu ihrem Vater begleiten, damit dieser den Plan des Gemäldes selbst sehen und seine Meinung über die Ausführung desselben sagen könne.

Als Schweizer sich beurlaubte, faßte Franziska seine Hand, und ihre Freundin glaubte die Bebungen eines sanften, langen gemeinschaftlichen Druckes zu sehen, während der Graf sich verbeugte und wieder hob.

„Heute zur gewöhnlichen Stunde?" fragte ihn die Prinzessin schmelzend mit ihren süßen Lippen. Er bejahte es freundlich, und ein neuer Dolch fuhr unsrer Ida durch das zärtliche Herz.

Der Abend war heiß. Schwermüthiger als noch jemals schlich Fink auf der Spitze des Bergs am Walde hin und her. Keine Kühlung floß heute zwischen den alten Bäumen hervor; nur ein warmer, würziger Geruch von den Kräutern und Erdbeeren drang leise heraus, und schien das Herz mehr zu ermatten als zu er-

quicken. Es war dem Wandler wohl, — aber zu wohl. Das Leben war ihm zu mächtig und still.

In einiger Entfernung weidete ein Landmann seine Stiere und Kühe; oder vielmehr, er sah zu wie das müde Vieh im Schatten lag, und ruhte selbst, an einen alten Stamm gelehnt. Lange schon hatte er den immer wiederkehrenden Spaziergänger sehr aufmerksam beobachtet. Endlich nahte er ihm, und sagte, indem er seinen Hut rückte, mit behutsamer Freundlichkeit: „Er ist gewiß der Herr Amtsschreiber aus Hohenblat!" (Der Mann den er meinte, war seit vier Wochen vollkommen wahnsinnig.) Der Maler fing laut zu lachen an, und fragte den Bauer, was ihn auf diese Vermuthung geführt habe? — „Ich dachte nur so, Er wollte sich bei dem schönen Wetter da oben eine Motion machen!" antwortete der Alte, zog sich schnell und höflich zu seinem Vieh zurück, und überließ unsern Fink einem tiefen Nachdenken.

„Sonderbare Prätension! rief er aus. Also: ob und wie ein Mensch mehrere Stunden lang vor diesem schönen Gehölz auf und nieder, — und zwar in der einzigen Absicht, um in die Abendsonne, auf die grünen Matten hinab und über Berg und Thal zu schauen, — da herumspazieren könne, ohne förmlich toll zu seyn: das vermag mancher Bauer bis auf den heutigen Tag noch immer so wenig einzusehen und zu begreifen, als

ich die Natur in ihrem Zusammenhange? Was könnte wohl den ganzen Bauernstand und alle Landleute höher heben, und besser, rührbarer und menschlicher machen, als wenn man sie vor jedem Bildungsversuch erst zu einer ästhetischen Ansicht der Natur emporarbeitete, welches nur leider nicht mit den großen gewaltsamen Staatsschrauben geschehen kann! Die unerträglichste Sommerhitze, wenn sie nur gerade in die Heuernte fällt, heißt oft bei dem Landmann „schön Wetter;" und erst dann, wann ihm der Schweiß über das Gesicht strömt, tauft er bei Gelegenheit etwa das Schönseyn in hübsch Warmseyn um. In der Regel hat er keinen einzigen ästhetischen Blick für die Natur. Es ist ihm unmöglich, einen Naturgegenstand anders, als nach dessen physischer Beschaffenheit zu betrachten; jeder muß Nutzen bringen, und nur in so fern er diesen leistet, interessirt sich der Bauer dafür, weil er sich den Nutzen oder Schaden von keinem Naturwunder wegdenken kann. Ich kenne nur ein einziges Beispiel aus meiner Jugend von wirklichem Gefühl eines Landmanns für Naturschönheit. Ach, ich sehe ihn noch vor mir, den lieben, freundlichen Mann! Er hatte keinen bessern Namen als Hans Heinrich Grebner, und war nur ein Dorfschulze. „Dort oben auf dem Berge, sagte er einmal, da bin ich immer so fröhlich! Man kann so weit um sich sehen. Um des Morgens in den frischen Feldern, hinterm Pfluge,

wenn die Sonne aufgeht, da läßt man oft das Vieh stehen, und sieht hin. Ei, lieber Gott, es ist so schön!" Er sprach das Wort „schön" mit einem Angesicht aus, dessen Züge ich im Himmel wiederzusehen wünsche! — Aber wer sollte diese ästhetische Ansicht der Natur in all die harten Herzen oder Nerven zaubern? Die Schullehrer sollten die Kinderherzen dafür empfänglich machen; denn die Kindheit ist am reinsten, und vergißt das einmal gefühlte Schöne nimmermehr. Und der Geistliche sollte weniger ein Schwarzkünstler gegen die Sünden und Laster der Hölle, und mehr ein heiterer Prediger der Werke Gottes, ein Verkündiger der göttlichen Schönheit und Pracht in der Natur seyn! Wären die Prediger bessere Künstler, fühlende Dichter: o, wo könnte wohl eine warme, lebendige Naturschilderung passender seyn, als in einer Frühkirche, die von der Morgensonne lieblich durchstreift wird! Welche Anwendungen überall! „Schaut, würde ich ihnen zurufen, schaut das alles nicht so todt hinter eurem Pfluge an! Der Mensch ist ja gemacht um das Haupt zum Himmel zu erheben. Er sey kein niedriger Erdwurm. Er blicke nicht allein auf die junge Saat, weil sie sein ist und ihm Segen verheißt, sondern weil sie Gott, ihren einzigen Schöpfer und Herrn, in jeder Wallung verkündigt, weil sie so schön ist! Er schaue nicht nach der reinen Abendsonne, weil sie ihm für morgen dürres Heu ver-

spricht, sondern weil sie Gottes Herrlichkeit über die geröthete Welt und über alle fühlenden Menschenherzen strahlt! Darum hebet eure Häupter empor zum blauen Raume der großen Schöpfung, oft und mitten in eurem Tagewerk, und nicht allein zur Zeit der Mitternacht, wann eure Geschäfte in Finsterniß gehüllt unter dem Sternenhimmel da liegen, oder wann das schlaflose Auge vor der Sorge aufwärts flieht, und das bange Herz zu Gott seufzt!"

Melancholisch blickte unser Maler nach dem gähnenden Nachbar hinüber. Die Sonne wollte scheiden, und trat jetzt noch hinter eine kleine schwarze Wolke mit glänzendem Saum, die nun ringsum Feuerstrahlen schoß. Finster lagen die Wälder unter ihr; aber ein feines schillerndes Blau zog dunstig um die fernen Bergköpfe, an deren einem jetzt ein goldner Nebel vorüberzog, seine Spitze mit einem himmlischen Kusse berührte, und dann unter die fliegenden Gewitternebel fuhr, die schon im Gebirge zu wohnen schienen. Endlich tauchte die Sonne hinab, in wunderbarem Dunkel, wie goldnes Blut; und nun erhellte und röthete sich auf einmal gegen Südosten ein weit ausgebreitetes Gewitter mit fürchterlichen Wolkenfelsen und Schichten, zwischen welche die Sonnenstrahlen sich noch mit voller Kraft eindrängten, und dem bangen Auge das erhabene Wolkentheater recht bis ins Innerste entblößten. Sichtbar wach=

send in seinen Zacken, gab es entfernte, aber erschütternde Donnerschläge, und drohte schon der Ruhe dieser Nacht den gewissen Untergang. Der ganze Osten flammte noch einmal im rothen Schimmer empor; alles verglimmte nach und nach in weißgraue Massen, und hier und da fing ein blasses Wetterleuchten durch die Gluth der Lüfte zu zucken an.

„Ich muß doch bei diesem Gange noch Steinachs Lieblingsfelsen auskundschaften!“ rief jetzt Fink, und bog in einen Waldweg ein, der nach der höchsten Kuppe führte. Lange folgte er der immer schwächer werdenden Spur; da sie aber zuletzt wieder abwärts leitete, verließ er sie ganz, und suchte nur beständig die höchste Klippe zu erklettern. Felsenklüfte und dickverwachsenes Gesträuch machten ihm aber dieses unmöglich, und er sah sich genöthigt, den Rückweg zu suchen, als es schon dämmerte, die Donnerschläge näher krachten und helles Wetterleuchten durch den Wald fuhr. Seine allzugroße Eile, um noch aus dem Holze zu kommen, führte den Irrenden nach der unrechten Richtung, und bald kannte er keine Himmelsgegend mehr. „In der Tiefe muß doch der Wald ein Ende nehmen!“ rief er ärgerlich, und rennte immer abwärts durch die dicksten Sträucher, und sprang über die breiten Felsenspalten wie ein Reh, bis endlich die Nacht und der einbrechende Gewittersturm ihn nöthigten, langsam hinabzusteigen und sich geduldig

in sein Schicksal zu ergeben. Die Blitze leuchteten ihm von einer gefährlichen Stelle zur andern, und wenn gleich das Wasser schon in den Schlüften herabschoß, so gewährten ihm doch die hohen Bäume noch einigen Schutz vor dem Regen.

Aber endlich, als er sich in der Tiefe eines Abgrundes zu befinden schien, ließ das Gewitter nach, und selbst die Blitze des Himmels verbleichten und versagten dem Verirrten das letzte Rettungslicht. Er befand sich jetzt in der größten Gefahr; überall von Abgründen bedroht und von Wassern umbraußt, sah er keine andere Hoffnung vor sich, als durch Hülfe eines abgerissenen Asts, mit dem er vor sich hinfühlte, einen erhöhten, sichern Platz zu erreichen, und dort zu übernachten.

Auf einmal, als er sich zwischen zwei Hecken vorsichtig durchwand, fiel ihm ein flammendes Feuer aus einiger Ferne her in die Augen. Nach der ersten Ueberraschung hielt er es für einen vom Blitz getroffnen brennenden Stamm, und tappte drauf zu. Allein so wie er näher kam, und schon einiges Licht von jener Gluth erhielt, schien es tief in der Erde zu lodern; schwarze Gestalten bewegten sich um die Flammen her, in welche von oben feuerrothe Büsche und Ranken herabnickten; hohle Menschenstimmen und allerlei Töne von seltsamen musikalischen Instrumenten ließen sich hören,

und mit Erstaunen fand sich unser Maler vor der Höhle des romantischen Babenberger Rauhthals wieder.

Behutsam schlich er bis zum Eingang der hohen Grotte, und blieb nun hinter einer dicken Buche stehen, ganz verloren in Betrachtungen über den wunderbaren Schein, der von der Gluth in die Tiefe des Waldes hinausschoß; bezaubert von dem glühenden Laubwerke, wovon die Regentropfen wie kleine Leuchtkugeln niederträufelten, und heimlich erfreut über den Anblick der längstbekannten abentheuerlichen Gestalten und über das Wiedersehen seiner reizenden Kordelia, welche er emsig um das Feuer her laufen sah. Der Hauptmann schien abwesend.

„Nun stimmt das alte Lied von der Heimath an, mit dem neuen Texte! schrie jetzt das liebliche Mädchen: Die Kräuter sieden, das Wurzelwerk duftet herrlich, und die fetten Hühner schäumen in den Kesseln. Halloh! Rührt die Pauke! Dann schmaußen wir vollauf."

Ein neues Leben schien sich auf einmal der wilden Horde mitzutheilen, und rauschend fing die Musik wieder an. Unser Fink hatte noch nicht lange zugehört, als er in die seltsamste Stimmung verfiel, die jemals sich seiner bemeistert hatte. Die Worte tönten nur wie ein fremder, nie gehörter Laut in seine Ohren; aber die Melodie, oder vielmehr das Ganze klang ihm doch so wunderbar

in der Seele wieder, wie der plötzliche Schall einer Freundesstimme mitten in der Fremde; — wie die fernen Schläge einer Glocke, deren ähnlicher Ton uns an das längstvergeßne Geläut in unserm kleinen Geburtsdorfe wieder erinnert. Von einer unbekannten Sehnsucht schwoll ihm das Herz, und seine Augen füllten sich den Egyptern gegenüber mit heißen Thränen.

Kordelia.

Es dämmert der Morgen, die Wachteln zieh'n,
Schon färbt sich der himmlische Raum.
Es glänzen die Berge, die Nebel entflieh'n,
Das Maulthier schüttelt den Zaum,
Und schreit, und blickt ohne Rast und Ruh
Nach Süden den Pyrenäen zu.

Chor.

Es sehnt sich und schaut ohne Rast und Ruh
Nach Süden dem Vaterlande zu.

Kordelia.

Doch nimmer, Hispania, ziehen wir
Zu deinen Thälern nieder!
Valenzia, du Lustrevier,
Nie sieht mein Auge dich wieder!
Auf, auf, zieht fort ohne Rast und Ruh
Gen Süden der besseren Heimath zu.

Chor.

Wir eilen und zieh'n ohne Rast und Ruh
Gen Süden der besseren Heimath zu.

Kordelia.

Fort, ostwärts, in das Land der ewigheitern Luft
Wohin nicht fällt des großen Bernhards Schatten!
Fort, fort, wenn selbst die heil'ge Roma ruft,
Fort durch Neapels blüthenreiche Matten!
Und steuert und zieht ohne Rast und Ruh
Gen Süden der wärmeren Heimath zu!

Chor.

Wir steuern und zieh'n ohne Rast und Ruh
Gen Süden der wärmeren Heimath zu.

Kordelia.

Wo die Mysterie ward erzeugt,
Wo Götter Erstlingslieder sangen,
Wo an der Weisheit Brust gesäugt
Der Mensch den Wundergeist empfangen,
Wo stolz der Pyramiden Last die Erde beugt,
Da, wo zu immersprossendem Segen
Das uralte Land, vom Delta umarmt,
In brünstiger Sonnengluth ewig erwarmt,
Da geh'n wir auf wohlbekannten Wegen.

Drum kämpft und zieht ohne Rast und Ruh
Nach Süden der lieblichen Heimath zu.

Chor.

Wir kämpfen und zieh'n ohne Rast und Ruh
Nach Süden der lieblichen Heimath zu.

Kordelia.

Da wo der wunderbare Ibis einst gehaust,
Wo schäumend, durch Gebirge fortgewunden,
Egyptens heil'ger Strom in Katarakten braußt,
Da haben wir den alten Pfad gefunden;
Doch, wo der Nil in zarter Kindheit quillt,
Dort ist der Born, der unser Sehnen stillt!
Drum steuert und zieht ohne Rast und Ruh
Gen Süden der heiligen Hejmath zu.

Chor.

Wir steuern und zieh'n ohne Rast und Ruh
Gen Süden der heiligen Heimath zu.

„Da bin ich!" schrie Fink überlaut, stürzte durch den Kreis, und warf sich der erschrocknen Kordelia ans Herz. Alles erkannte ihn wieder, jubelte und drückte ihm die Hände.

Kordelia drängte ihn endlich sanft von sich, und betrachtete seine Gestalt mit einer gewissen blöden Aengstlichkeit, die ihm auffiel. „Hast du Hunger, oder Durst?"

fragte sie hastig, und da er trinken wollte, lief sie zu der Alten, welche tief im Winkel lag, und jetzt aufsprang, um mit Kordelien ins Innere der Höhle zu gehen.

Das Mädchen kam bald zurück, und überreichte ihm einen Becher mit süßem spanischen Wein. Schnell hatte er diesen geleert, und jetzt ergriff sie seine Hand und sagte leise: „Komm, komm — du mußt!" Sie zog ihn in die dunkle Tiefe. Er hielt sie umfaßt, und ging wie ein Träumender an ihrer Seite fort. Erst als er sich von dicker Finsterniß umgeben fand, und in Kordelia's Hand ein banges Zittern fühlte, fragte er aufmerksam: „Wohin führst du mich?" Sie umschlang und küßte ihn in wilder Zärtlichkeit, und indem sie dann mit sanfterer Stimme sagte: „Sey nur ruhig, du bist mir theuer!" führte sie ihn vorsichtig an ihrem Finger weiter fort.

Auf einmal fühlte er den leitenden Finger nicht mehr, und als er um sich faßte und rief, war Kordelia verschwunden. Betäubt stand er da, und ehe noch irgend ein Entschluß in ihm entstehen konnte, drückte eine eiskalte Hand sich fest um die seinige, und zog den Erstarrenden langsam fort. Eine hohle Stimme flüsterte dazu: „Bald werden wir wieder in Sicherheit seyn."

Nach langer Angst sah er sich wirklich dem Schooß der Erde wieder entführt. Auf einem gangbaren Wald-

pfade stand er im Lichte des freundlichen Mondes da, und erblickte an seiner Seite ein krummgebognes schwarzes Mütterchen voller Runzeln, worin er die Alte zu erkennen glaubte. „Nun gut, Mutter; sagte er: aber wozu das alles?"

„Der Hauptmann wird noch zurückerwartet, und er hat dir und Steinachen den Tod geschworen," erläuterte die Alte. Sie ermahnte ihn zur Eile, und trippelte, ihres hohen Alters ungeachtet, so geschwind vor ihm hin, daß Fink Mühe hatte ihr zu folgen. Endlich stand sie am Ausgange des Waldes still, und bat ihn, nun ohne weitere Besorgniß auf diesem Pfade fortzulaufen, der ihn nicht ferner werde irren lassen.

„Du bist mir Dank schuldig; sagte sie, und weigerte sich, als er nach seiner Börse griff: Aber, könntest du wohl aller Rache entsagen, wenn dein Beleidiger dir alles vergütete? Sage mir, mein Sohn!"

„Gott weiß, Mutter, daß ich es kann und werde! antwortete Fink, sehr verwundert, aber seltsam gerührt: Doch wie ist mir? Deine Stimme bewegt mein Herz. Wer bist du, gute Alte?"

„Dann nimm dieß! sagte sie: Es gehört dein. Aber öffne es nicht eher als am morgenden Abend. Vielleicht seh' ich dich dann wieder."

Sie hatte während dessen seine Hand oft an die verdorrten Lippen gedrückt, und ihm zuletzt eine kleine Kapsel

eingehändigt, die ihm ziemlich schwer vorkam. Jetzt trat sie schnell in den Wald zurück.

„Mutter, Mutter!“ rief der Träumende. Aber er hörte, daß sie schon mit großer Eile auf einem andern Rückwege sich durch die Waldbüsche drängte. In unbekannte Gefühle versunken, folgte er dem bezeichneten Pfad; und kaum war er eine Viertelstunde fortgegangen, als ihm der weiße Thurm von Hallenbach in die Augen schimmerte.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, Johann Ernst, 1769-1812

Ernst Wagner's sämmtliche Schriften

Bd.: 3 : Die reisenden Maler ; 1.

Leipzig 1828

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.845(3#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723070-9